Johann Ludwig Runeberg,

ein schwedisch-finnischer Dichter.

Gedenkblatt

zur Verbindung des

Badischen und Schwedischen Fürstenhauses

von

Eugène Peschier.

Stuttgart.
J. B. Metzler'sche Buchhandlung.
1881.

Einleitung.

„Es soll der Sänger mit dem König gehn", dieses stolze Wort, das ein Dichter einem Fürsten in den Mund gelegt, hat wohl selten eine so schöne Erfüllung gefunden, als vor einigen Jahren im Norden Europas. Die Universität Upsala in Schweden rüstete sich zum vierhundertjährigen Jubiläum ihrer Stiftung und der Senat derselben beschloß, eine Erinnerungsmedaille schlagen zu lassen, von der zwei Exemplare in Gold geprägt werden sollten, das eine für den König des Landes, das andere für einen Dichter, der politisch kein Schwede mehr war und damals in einem Küstenstädtchen am finnischen Meerbusen auf dem Schmerzensbette lag. Es war der Dichter Johann Ludwig Runeberg. Der Beschluß konnte nicht ausgeführt werden; schon vor der Jubelfeier schloß der kranke Mann das einst schönheitstrunkne, jetzt so müde Auge der goldnen Sonne, die sein erstes Jugendlied begrüßt hatte; aber das ganze schwedische Volk, im Bunde mit dem eigentlichen Vaterlande des Dichters, zierte seinen Sarg mit einem Ehrenschmucke, der aus viel kostbarerem Golde geprägt war, mit dem Ausdruck unwandelbarer Liebe und Trauer.

Am 6. Mai 1877, dem Tage der Bestattung, waren alle Geschäfte in Borga geschlossen, sämmtliche Schiffe, welche Schwedens und Finnlands Gewässer durchkreuzten, hatten ihre Flaggen auf Halbmast gesenkt, alle Treibhäuser des Landes opferten ihren Lorbeerschmuck, und wo die ersten Frühlingsstrahlen aus dem Schnee ein grünes Plätzchen wachgeküßt, sammelten zarte Hände die Maiblume, den Liebling des Dichters, um sie auf sein Grab zu legen. Finnlands Ritterschaft und Adel, Priester-, Bürger- und Bauernstand, alle gelehrte Gesell-

schaften und Schulen, der kaiserliche Senat aus der Hauptstadt Helsingfors, die Universitäten, Akademieen und Theater Schwedens und Norwegens ließen sich bei der Feier vertreten. Länger als eine Werst weit zog sich das Trauergeleite hin.

Da konnte man wol mit des Dichters eigenen Worten aus seinem „Grab in Perrho“ fragen:

„Birgt einen mächtigen König
„Dieses Grab, birgt's einen Königgleichen?“

und ganz Finnland antwortete mit schmerzzerriss'nem aber stolzem Herzen: „Ja, unsern Dichterkönig“.

Aber auch Schweden mischte seinen Ruf in diese Klage: wie Goethe in seinem Epilog zu Schillers Glocke, durfte es verkünden:

„Er war unser, mag das stolze Wort
„Den lauten Schmerz gewaltig übertönen.“ —

Am ersten Todestage des Dichters feierte die Universität Upsala eine großartige Gedächtnißfeier, und da warf der Festredner, Professor Nyblom, selbst ein Dichter von Gottes Gnaden, die Frage auf: „Da Runeberg ein finnischer Dichter ist, haben wir Schweden das Recht, ihn unser zu nennen, seinen Tod als einen Nationalverlust zu beklagen?“ „Ja,“ antwortete er zuversichtlich, „wenn man uns dieses Recht bestreiten wollte, so hätte das Alexanderschwert im Jahre 1809 zwei Brüder nicht bloß in ihrem Vaterlande, in ihrer Herkunft auseinandergerissen, sondern auch in ihres Herzens tiefinnerstem Grunde.“ Dann, nachdem er Runebergs ächt finnische Natur in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit geschildert, ruft er: „Er ist Fleisch von unsrem Fleisch und Bein von unsrem Bein, er hat so Manchem, was unser ist, des Gesanges verklärendes und befreiendes Leben geschenkt. Er ist ein aus finnischem Erz gegossenes Bild auf einem Sockel von schwedischem Granit.“

Was aber gibt mir das Recht, das Bild dieses Dichters aus dem Land der tausend Seen hier an die Ufer des Bodensees zu rufen? Weil er sich aus seiner persönlichen und nationalen Eigenthümlichkeit emporgeschwungen hat zu einem Dichter der Menschheit; weil, seit Herder „die Stimmen der Völker“ gesammelt hat, das deutsche Volk jede poetische Er-

scheinung, in der sich das ewig Schöne spiegelt oder die sich nach dem Ideale sehnt, mit dem Rufe begrüßt: „Das ist auch unser".

Wenn sich zwei Völker um diesen Dichter streiten, so müssen wir vor Allem fragen, woher dieser Doppelanspruch stammt. In Finnland gibt es zweierlei Dichtungen, die eine entspringt dem Land selbst, wie die frische Quelle aus seinem Granit sprudelt, die andre ist gleichsam vom Wellenschlage des Meeresarmes herbeigetragen, der die Halbinsel von dem einstigen Mutterlande Schweden trennt. Eine finnische Rune lautet:

Lobest du die Quelle, lobe
Auch den Fels, dem sie entsprungen,

und so muß ich den Leser zuerst in die Heimat des Dichters führen.

Finnland nach der Lostrennung von Schweden.

Finnland wurde im Jahre 1808 von Schweden losgerissen, mit dem es 600 Jahre verbunden gewesen. Die Ueberpflanzung vieler Schweden, die Gemeinschaft der Sprache und Verfassung hatte beide Länder durch innige Bande verknüpft. Das Bewußtsein dieser Wohlthaten machte den Kampf, welchen die Finnen so todesmuthig gegen den Osten fochten, zu einem Heldenkampf für die edelsten Güter. Der Haß gegen Rußland war tief eingewurzelt. Fast jedes Halbjahrhundert hatte der Feind das Land verwüstet, besonders seit Peter der Große Salzwasser für sein russisches Reich verlangte und es zur russischen Staatsmaxime geworden war, Schwedens Macht um jeden Preis zu brechen. Das Wort Russe war für den Finnen der Inbegriff aller Barbarei. Der finnische Dichter Franzén sagt, „man habe nur bei den Raubthieren im Walde Schutz gegen diese Grausamkeit gefunden". So sah

man denn nach der Eroberung der neuen Herrschaft mit Todesbangen entgegen, und um so größer war die Ueberraschung über das taktvolle Benehmen und die Menschlichkeit des Eroberers. Alexander I. vollbrachte eine in den russischen Annalen unerhörte That, er brach mit aller Tradition, indem er das eroberte Land als einen konstitutionellen Staat dem absolut regierten Länderkomplex einverleibte. Er ließ Finnland seine bisherige Verfassung, vereinigte das schon früher losgerissene Russisch-Karelien mit der neuen Eroberung und „gab so dem verstümmelten Volke wieder seinen rechten Arm". Er ließ den Landtag in Abo einberufen, um seine Souveränetät anzuerkennen und gewann auf einer Rundreise durch sein ritterliches Wesen viele Herzen.

Freilich haben seine Nachfolger die schönen Versprechungen nicht immer gehalten. Der Landtag wurde seit dem Huldigungsakte nicht mehr einberufen. Ukase wurden erlassen, Verbrecher nach Sibirien geschickt und die Censur eingeführt und oft in lächerlicher Weise ausgeübt. So erließ im Jahre 1859, während des italienischen Krieges, der Graf von Berg, Generalgouverneur des Großfürstenthums, ein Zirkular an seine Untergebenen, wornach der Presse verboten wurde, dem Volke von diesen Ereignissen Kunde zu geben. „Man sölle schreiben über Familienleben, Sparsamkeit, Kinderpflege, Töchtererziehung, das Trocknen des Torfes, Kartoffelkrankheit, fleißigen Kirchenbesuch, Anstand während des Gottesdienstes u. s. w. (dies Alles wird in dreißig Paragraphen spezifizirt), aber schweigen von den politischen Ereignissen Japans, Chinas, Syriens, Siziliens, Calabriens, Umbriens, Maroccos." (Wie schlau sind hier die italienischen Provinzen zwischen außereuropäische Staaten eingeschmuggelt!) „Diejenigen Organe, welche sich dieser Weisung nicht fügen, sollen als gemeinschädlich betrachtet werden."

Der Finne hat dies Alles ruhig hingenommen. Das liegt in seinem Charakter. Wo er sich wehren kann, offen und frei, da thut er es mit Löwenmuth. Hunger und Noth und unabwerfbares Joch trägt er mit dem Leidensmuth des Mär-

tyrers. Der materielle Aufschwung des Landes hat das Volk mit dem neuen Stand der Dinge versöhnt. Handel und Schiffahrt haben sich bedeutend vermehrt; großartige Kanäle und Straßenbauten, Dampfschiffahrt und Eisenbahnen wurden hergestellt. Der Ackerbau breitet sich immer mehr aus und liefert steigende Erträge, auch die Industrie strebt unter dem Schutze außerordentlicher Freiheiten empor. Bezeichnend ist die Rede, welche der Rektor der Universität Helsingfors, Topelius, am 24. Dez. 1877 am hundertjährigen Geburtsfest Kaisers Alexanders I. hielt: „Die Zeit hat die Wunden geheilt, welche die gewaltsame Trennung gerissen. Es wünscht wol Niemand mehr in Schweden diesen Erisapfel zurück, dieses Finnland, das so theuer, aber so unhaltbar, so erinnerungsreich, aber so hoffnungslos für das schwedische Herz gewesen. Nicht Alexander, nicht Napoleon haben Finnland an Rußlands Seite gebracht, sondern der nothwendige Gang der Geschichte, die Weltentwicklung. Der Schwerpunkt unseres Landes mußte ostwärts gerückt werden.“ So sprach Finnlands populärster Dichter nach Runeberg, der Sohn des Mannes, welcher einer der Ersten war, die Finnlands geistige Schätze gesammelt und das Volk zum Bewußtsein seiner Nationalität gebracht haben.

Die finnische Literatur.

(Kalewala, Kanteletar.)

Solange Rußland dem Großfürstenthum Finnland den Schein seiner Konstitution und besonders seine eigene Sprache läßt, wird sich dasselbe noch williger in sein Loos fügen, denn seine Sprache, sein Sang ist der Stolz, die Freude, das höchste Gut Suomis. Schon ein Jahrzehnt nach der Losreißung von Schweden erwachte in Finnland der Gedanke, daß es fortan sich selbst sein Geschick schaffen und die eigenthümlichen An-

lagen entwickeln müsse, die im Volke liegen. Ein bedeutender Sammler Arvidson schrieb im Kalender der Aura: „Mit der äußern Trennung von Schweden ist auch eine innere eingetreten. Manche geistige Macht, welche dem finnischen Leben höhern Schwung gab, ist erstorben oder erlahmt; von Rußland kann keine allgemeine geistige Anregung kommen, trotz einzelner Bemühungen, das Volk mit russischem Wesen und russischer Literatur vertraut zu machen. Finnland ist auf sich selbst angewiesen, seine Zukunft beruht nicht auf der Treue, mit der es an diesem oder jenem Herrscher hängt, aus sich selbst muß es die Bedingungen des geistigen Lebens schöpfen." — „Ein Volk kann nur eine klare Anschauung von seinem Leben und Wirken gewinnen, soweit es sich in der nationalen Dichtung der Vorfahren spiegeln kann oder soweit es eine mit der Natur des Landes innig verbundene Vorzeit und Geschichte hat. Wir müssen retten, was zu retten ist, und die einheimische finnische Poesie vor der Zerstörung bewahren."

Ein anderes Blatt, die Mnemosyne, kämpfte mit Energie für die finnische Nationalität und deren Entwicklung in allen Kulturformen und faßte ihre Anschauung in dem prägnanten Satze zusammen: „Ein Volk ohne Nationalität kann ebenso wenig bestehen wie ein Mann ohne Charakter."

Man hatte schon früher begonnen, die nationalen Sprachschätze zu durchforschen, aber das war Liebhaberei einzelner Gelehrter gewesen. Jetzt wurde es eine Lebensfrage für das ganze Volk. Im Jahre 1551 hatte der Bischof Agricola seiner Uebersetzung der Psalmen in die finnische Sprache eine gereimte Einleitung über einige Hauptgottheiten des finnischen Heidenthums vorausgeschickt. Ein Jahrhundert später erwähnt ein Bischof alte Runen, welche in den Sumpfgegenden von Savolax von alten Leuten gesungen werden und citirt einen Bärensang, welchen der deutsche Polyhystor Daniel Morhof 1683 übersetzte.

Zu derselben Zeit, als Percy in England, Macpherson in Schottland, Herder und Goethe in Deutschland den Sinn für Volksdichtung erweckten, gab der Professor Porthan an

der Universität Abo (welcher so einflußreich war, daß man nicht sagte, man schicke seinen Sohn „auf die Universität", sondern einfach „zu Porthan") fünf Hefte finnischer lyrischer Gedichte heraus, wurde aber seiner Sammlerarbeit durch den Tod entrissen. 1820 weist Reinh. von Becker auf die alten epischen Runen hin und auf die Möglichkeit, die vereinzelten Gesänge zu einem Ganzen zu verbinden. Ein Lehrer Topelius erkannte, daß die Lieder auch ohne Rücksicht auf Mythologie und Sprachwissenschaft literarischen Werth hatten. Aus Russisch-Karelien, wo sich die mündliche Ueberlieferung am reinsten erhalten hatte, kamen jährlich Hunderte von Hausirern, deren Gesänge Topelius aufschrieb. Dann reiste Dr. Lönnrot nach Nordsavolax und Karelien und von dort in's Gebiet von Archangel, unter den größten Strapazen, durch endlose, düstre Wälder, unwegsame Sümpfe oder auf zerbrechlichem Boote, unermüdlich bemüht, den Fischern und Bauern zu lauschen, oft ganze Tagereisen unternehmend, nur um ein Lied zu vervollständigen. Es war hohe Zeit, die nur mündlich im Volke und zwar in den entlegensten Theilen Finnlands, ja, was man früher nicht geahnt hatte, in ganz russischen Nachbargebieten erhaltenen Gesänge zu retten. Lönnrot erzählt im Jahre 1835 von seinem Besuche bei dem achtzigjährigen Arhippa, der ihm 2½ Tage lang unermüdlich aus dem Gedächtnisse vorsang, ohne sich je zu wiederholen. „Ja", sagte der Alte zuletzt, „als ich noch ein Kind war, da hätten Sie dabei sein sollen. Da saßen wir des Nachts beim Feuer am Ufer des Sees und warfen unsre Netze aus. Da war ein Bursche aus Lapukka, der sang Nächte hindurch mit meinem Vater Hand in Hand; ich habe mir Vieles gemerkt, aber auch Vieles vergessen. Damals hätten Sie eine halbe Woche nachschreiben können. Nach meinem Tode werden meine Söhne keine Sänger wie ich; man singt jetzt nur noch leichtfertige Lieder, die ich mich schämen würde über die Lippen zu bringen." Ein anderes Mal sang ihm eine alte Frau vor, den Strickstrumpf in der Hand, und wurde, wenn sie ermüdete, von Andern abgelöst, die theils Variationen, theils neue Züge vorbrachten.

Oft wurde er mit Mißtrauen empfangen, für einen Spion oder Steuereinnehmer gehalten. Es fehlte ihm einmal eine einzige Strophe, welche nur noch eine Schweinehirtin wußte. Da sie auf alle seine Bitten stumm blieb, setzte er sich in die Nähe des Stalles, nahm seine Kantele (ein Saiteninstrument), sang die ersten Strophen, aber absichtlich falsch, bis der alten Frau die Geduld riß und sie ihm mit stolzer Verachtung das ganze Lied sammt der ersehnten Strophe preisgab. Eine andre Frau fertigte ihn mit folgender Erzählung ab: „Ein Jüngling hatte sich in den Kopf gesetzt, er müsse ein großer Sänger werden. Die Meister erklärten ihn für unfähig. In seinem Kummer erschien ihm der Todesgott, führte ihn in eine Wildniß und verließ ihn an der düstersten Stelle. Als der Jüngling sich so einsam und verlassen sah, erwachte die wahre Trauer in seinem Herzen und machte sich in den herrlichsten Gesängen Luft.“ So rieth ihm die Alte, nicht in Karelien, sondern in seinem eigenen Herzen Lieder zu suchen. Diese sinnige Erzählung hat aber noch eine tiefere Bedeutung, welcher ein neuerer finnischer Dichter, der schon als Festredner genannte Topelius, poetischen Ausdruck gab. Er führt einen Jüngling zu Runotar, des edlen Sanges hohe Mutter. Dieser hat die Dichtung nicht gefunden in den Städten, nicht im frohen Spiel des Dorfes, nicht im holden Lächeln der Mädchenlippen, nicht beim schäumenden Pokale. Drum will er an ihren Herd sich setzen, tausend Jahre lang auf ihre Lieder lauschen und das erste und das letzte tief in sein Gedächtniß ritzen. Sie aber singt:

Geh' allein hinaus zur Haide,
Einen Kummer birg' im Herzen,
Dann kann Ruh der Sang dir geben
Und die Lippen dir beseelen.
Aus dem Schmerz ist Sang entsprungen,
Ward des Liedes Gab' errungen,
So nur wird dein Schmerz bezwungen
Bis du ew'ge Freud' ersungen.

Lönnrot entdeckte große Verwandtschaft zwischen den verschiedenen einzelnen Gesängen und versuchte sie in Zusammen-

hang zu bringen. Dann überreichte er im Jahre 1835 der literarischen Gesellschaft in Helsingfors sein Manuskript von 33 Gesängen mit 12,000 Versen, das er Kalewala benannte, nach der Heimat des Haupthelden. Eine zweite Ausgabe enthält 50 Gesänge mit 22,800 Versen. Im Jahre 1840 erschien eine zweite Sammlung Kanteletar mit 600 lyrischen Gedichten, dann eine Sammlung von 7000 finnischen Sprüchen und eine andere mit 1700 Räthseln.

Kurz nach Lönnrot unternahm der berühmte Sprachforscher Castrén seine Reisen durch Lappland, Sibirien, Russisch-Karelien und überlieferte der Wissenschaft der vergleichenden Mythologie, der Linguistik und der Völkerkunde unermeßliche Schätze, wodurch noch andere Forscher zum Sammeln angeregt wurden. Auch die nur schwedisch redenden Einwohner gewannen Interesse an der finnischen Sprache und Literatur. Man lernte Sitte und Charakter des Volkes genauer kennen, indem man die wichtigsten Fragen des Landes in finnischer Sprache behandelte und so auch das niedere Volk zur Theilnahme heranzog. Es erscheinen jetzt viele finnische Blätter, z. B. der Suometar, das von Fragen und Antworten wimmelt, welche Geistliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Bauern einsenden und wodurch das Volk zu freier Diskussion über seine Lebensfragen angeregt wird. Auf dem Lande sammeln die Pfarrer die Abonnementsgelder. Am Sonntag nach dem Gottesdienst, zu welchem die über weite Strecken zerstreuten Bauern und Fischer aus ihren Wäldern und Sümpfen herbeieilen, im Sommer in Booten, Winters auf Schlitten oder flüchtigen Schneeschuhen, werden die Blätter vertheilt. Das Neueste und Wichtigste wird sofort verhandelt, aber erst am rußigen Herde, an den langen Winterabenden vertieft sich der Hausvater in die Lektüre und theilt seinen Hausgenossen mit, was sein eigenes Herz so tief bewegt, stolz darauf, daß es jetzt eine finnische Sprache und Zeitung gibt.

Welchen Einfluß heutzutage diese nationale Bewegung errungen hat, beweist folgender Vorfall, den uns der neueste deutsche Reisende in Finnland berichtet. Man wollte dem vor Runeberg berühmtesten finnischen Dichter Franzén an seinem

Geburtsort ein Denkmal errichten. Aber eine große Partei widersetzte sich diesem Plane, weil Franzén nur in schwedischer Sprache gedichtet habe. Erst als man eine Jugendarbeit des Dichters in finnischem Idiom aufgefunden hatte, stimmte die Opposition der Errichtung des Denkmals bei.

Die finnische Sprache ist sehr melodisch, weil sie reich an Vokalen ist und fast nie mehrere Consonanten zusammenstoßen. Dadurch bekommt sie eine gewisse feierliche Fülle. Zu den Diphthongen anderer Sprachen fügt sie eigene, wie äü, öü, sie hängt, indem sie den Hauptton auf der ersten Stammsylbe, der nie etwas vorgesetzt wird, bewahrt, eine Menge, oft zehn Sylben an. Sie hat kein Genus, aber gegen 14 Casus und eine mannigfaltige Flexion. Besonders reich ist sie an Diminutiven, von denen sie sechserlei Formen besitzt, was der Rede etwas ungemein Herzliches und Trauliches verleiht. Die 22,000 Verse der Kalewala, sowie alle andern Runen*) sind in vierfüßigen Jamben verfaßt, was nur scheinbar und in der Uebersetzung eintönig klingt, da der beständige Kampf zwischen Accent und Quantität, der nicht nachgeahmt werden kann, diesen Trochäus ebenso vor Monotonie bewahrt, als den französischen Alexandriner das Wegfallen des Sylbenmaßes. Diese Trochäen haben keinen Endreim (wenn er sich vorfindet, so ist es nur zufällig), aber die Alliteration, jedoch immer in derselben Zeile, während er sich in der nordischen Poesie auf zwei Zeilen vertheilt. Nicht bloß die Anfangsbuchstaben, sondern ganze Sylben werden wiederholt. Daneben haben sie den Sinnreim, den Parallelismus der Glieder gemein mit den alten Hebräern, Arabern, Persern und den tatarischen Völkern der Neuzeit. Das hängt eng zusammen mit ihrer Vortragsweise. Gewöhnlich sitzen zwei Sänger einander gegenüber, Knie an Knie gerückt, die Hände auf einander gelegt, und singen nun abwechselnd, beständig sich vor- und rückwärts beugend, entweder Neues improvisirend, oder aus dem wunder-

---

*) Rune bedeutet gothisch: Geheimniß; altnordisch: ein in Holz, Stein oder Erz geritztes Zeichen (Buchstabe); finnisch heißt es Lied.

baren Gedächtniß die alten Ueberlieferungen schöpfend. Gleich am Anfang der Kalewala singt der Erzähler:

Diese sang zuvor mein Vater,
Wenn er an dem Beilschaft schnitzte,
Diese lehrte mich die Mutter,
Wenn sie ihre Spindel drehte,
Da ich als ein Kind am Boden,
Vor den Knieen ihr, mich wälzte.

Viele Lieder werden auch allein gesungen, besonders die, welche die Frauen ertönen lassen, während sie das Getreide auf der Handmühle langsam mahlen. Ich kann nur ganz kurz den Inhalt der Kalewala andeuten.

Der Eingang ist eine großartige Kosmogonie, in welche die geheimnißvolle Geburt Wäinämöinens verflochten ist. Darauf folgt ein interessantes Bild der Fortschritte der ersten Cultur, dann erst beginnen die eigentlichen epischen Gesänge, worin die Schicksale des Haupthelden, des alten Wäinämöinen, seines Bruders Ilmarinen, des kundigen Schmieds, und des muntern Lemminkäinen theils nebeneinanderlaufend, theils miteinander verflochten dargestellt werden. In zwei Ländern spielt das Ganze, in Kalewala, der Heimat des Helden, dem heutigen Finnland, und im finstern Nordland Pohjola, das wol mit Lappland indentificirt werden darf, obwol die im Epos vorausgesetzten Bewohner desselben eher ein verwandter finnischer Stamm, als die verachteten Lappländer zu sein scheinen. Wäinämöinen will in Pohjola um die schöne Tochter der zauberkundigen Wirthin Louhi freien. Er wird vom Sturm verschlagen und treibt lange trostlos umher, Buchten, Felsen und Klippen schaffend, bis ein Adler ihn an die Küste des Nordlands trägt. Dort nimmt ihn Louhi freundlichst auf, aber trotz des gastlichen Empfangs füllt sein Herz unendliche Sehnsucht nach der Heimat:

Besser in der Heimat schmecket
Wasser aus dem Schuh von Birke,
Als in unbekannter Ferne
Honig in der gold'nen Schale.

Louhi bietet ihm an, ihn nach der Heimat zu schaffen und ihm ihre Tochter zu geben, wenn er ihr den Sampo schmiede,

ein geheimnißvolles Werkzeug, das dem Lande Glück und Segen und große Fruchtbarkeit bringen soll, dessen wahre Natur aber noch nicht enträthselt ist, jedenfalls aber dieselbe Rolle spielt, wie das goldne Vließ, der Schatz der Nibelungen oder der heilige Graal, welche schließlich, wie auch die geraubte Jungfrau in der Sage, das vom Eis und Schnee oder von der bleiernen Gluthitze geraubte Sonnengold oder die blühende Vegetation bedeuten. Wäinämöinen kann das Geforderte nicht leisten, verspricht aber seinen Bruder, den kundigen Schmied zu schicken, und fährt heimwärts. Auf der Fahrt sieht er die schöne Tochter Louhi's auf einem Regenbogen sitzen, in schimmerndem Gewande, mit goldener Spule und silbernem Schiffe einen Schleier von Goldstoff webend. Er bittet sie, in seinen Schlitten zu steigen und ihn in seine Heimat zu begleiten. Aber sie will ihre Freiheit nicht aufgeben und stellt ihm zuletzt drei Aufgaben, als letzte, aus den Splittern ihrer Spindel ein Boot zu zimmern, ohne den Felsboden zu berühren. Er verwundet sich bei dieser Arbeit am Fuße, wird durch einen Zauberspruch von einem Greise geheilt. Zu Hause versetzt er seinen Bruder, den Schmied Ilmarinen, durch einen Wirbelwind nach Pohjola, wo dieser den Sampo verfertigt. Auch er wird, als er zum Lohn die schöne Jungfrau fordert, von dem freiheitslustigen Mädchen abgewiesen:

Wer bringt wol im nächsten Sommer
Und im Jahr, das darauf folget,
Hier zum frohen Ruf den Kukuk
Und die Vögelein zum Singen,
Wenn ich selbst mich fortbegebe,
Ich, die Beer', in andre Länder?
Wenn ich, Taube, hier verschwände,
Wenn ich, Wildgans, mich verirrte,
Ging der Mutter Frucht verloren;
Wollt' ich rothe Preißelbeere
Fliehen, würden alle Kukuk,
Aller Freude Vögel flüchten,
Fern von dieser Hügel Gipfeln,
Von den Schultern dieser Firsten.
Nimmer lern' ich zu entsagen
Meinem freien Mädchenleben,

Meiner Arbeit in dem Hause,
Und des Sommers großen Mühen;
Ungepflücket blieb' die Beere,
Hier am Strand kein Sang ertönte,
Niemand würd' im Haine wandeln
Und kein Spiel den Wald beleben.

Erst als er zum zweiten Male nach Pohjola wandert, erringt er die Braut, nachdem er drei ihm gestellte Aufgaben gelöst, zu deren Erfüllung ihm das Mädchen selbst hilft. In sechs Gesängen wird dann die Hochzeitsfeier beschrieben, worin sich das finnische Volksleben aufs reichste und schönste spiegelt.

Später kann Ilmarinen nicht vergessen, wie viel Glück der von ihm geschmiedete Sampo dem Nordland gebracht hat. Er macht sich mit Wäinämöinen und einem dritten Helden auf, um den Schatz zu rauben. Der Sänger lullt mit seiner unterwegs verfertigten Harfe die Nordländer in Schlaf, befreit den Sampo aus dem Felsversteck. Erst am dritten Tage nach der Abfahrt erwacht die Zauberin, beschwört einen Sturm über das heimsegelnde Schiff, eilt demselben in Gestalt eines Adlers nach, kämpft um den Schatz, den sie zuletzt ins Meer wirft. Von den großen Stücken, die auf den Grund fallen, stammen die Schätze des Meeres. Ein kleiner Theil wird vom Sturmwind an den Strand von Kalewala getrieben und daher rührt dieses Landes Wohlstand. Die Zauberin behält nur den Deckel, deßhalb herrscht in ihrem Lande Pohjola Elend und brodloses Leben.

Louhi sucht sich zu rächen, indem sie über Kalewala verheerende Seuchen schickt, welche Wäinämöinen durch Zaubersprüche entkräftet. Sie verbirgt Sonne, Mond und den goldenen Wagen am Himmel. Ilmarinen, der nach dem Tode seiner Frau sich eine zweite Gemahlin aus Gold geschmiedet, die ihm aber nur Glanz und keine Wärme bietet, verfertigt künstliche Gestirne aus Gold, die aber nicht leuchten. Endlich befreit Louhi die gefangenen Leuchten des Himmels und Wäinämöinen begrüßt sie in feurigem Liede, worin er ihnen ewigen Wandel wünscht.

Zwischen diese Gesänge schieben sich eine Menge Episoden,

Lemminkäinen, der dritte Held, ein munterer Bursche, will trotz des Abmahnens seiner Mutter nach Pohjola ziehen, um auch um die schöne Jungfrau zu werben. Sie legt ihm gleichfalls drei Aufgaben vor. Bei der dritten, wo er einen Schwan auf der Flut des Todesgottes erlegen soll, wird er von einem Lappen erschossen, zerstückelt und in den Todesstrom geworfen. Zu Hause ahnt die Mutter an dem Blute, das aus dem Kamme rinnt, womit er sich beim Scheiden die Locken gekämmt, den Tod des Sohnes; jammernd sucht sie ihn, bis sie endlich die Stücke sammelt und so lange in ihrem Schooße wiegt, bis sie ihn zum zweiten Male geboren hat. Aber seine Lippen bleiben stumm, bis die Biene nach dem Keller des Schöpfers fliegt und dort den Honig holt, mit welchem die Mutter die stummen Lippen löst. Ganz geheilt ist er aber nicht, denn sein Herz weilt sehnsuchtsvoll bei der Jungfrau des Nordens. Da er später nicht zur Hochzeit derselben geladen wird, geht er trotzig nach Pohjola und verlangt Bier gegen Bezahlung, der ärgste Schimpf, welchen man den gastfreundlichen Finnen anthun kann. Dann tödtet er Louhis Sohn, der ihn zum Zweikampf gefordert.

Eine tiefergreifende Episode bildet die nur äußerlich mit dem Epos zusammenhängende, auch erst in der zweiten Ausgabe mitgetheilte Erzählung von Kullervo. Fast alle Völker haben ihren Eulenspiegel, den sie meist komisch auffassen. Kullervo aber bildet eine tragische Figur, er ist Träger eines unheilvollen, nicht verschuldeten Geschicks. Schon als Kind rachebrütend gegen seinen Herrn, der ihm den Vater, seinen eigenen Bruder erschlagen und die Mutter zur Sklavin gemacht, verräth er bald eine furchtbare Kraft, die er maßlos verwendet. Er soll Bäume fällen und verwüstet den ganzen Wald bis zur Wurzel. Er soll ein Kind hüten und erdrückt es. Er verdingt sich als Knecht bei Ilmarinen. Die Frau bäckt ihm aus Muthwillen einen Stein ins Brot, an dem er sein Messer, die einzige Erinnerung an seine Heimat, zerbricht. Wüthend treibt er das Vieh in den Wald, lockt mit seinem Horn die Wölfe und Bären herbei, die das Vieh fressen, treibt

jene dafür in den Stall, wo die Frau, welche den Tausch nicht merkt, von ihnen zerrissen wird. Dann flieht er in die Wildniß und brütet über sein jammervolles, heimatloses Dasein. Er erfährt, daß seine Mutter und Schwester noch am Leben sind, kehrt heim und auf die Klage seiner Mutter, die Schwester habe sich beim Beerensuchen verirrt, sucht er sie auf. Im Wald begegnet er einem Mädchen, das er in seinem Schlitten entführt und zu seiner Geliebten macht. Zu spät erfahren sie, daß sie Geschwister sind. Sie sucht den Tod in den Fluthen, er aber stürzt in den Kampf, erlegt alle seine Feinde und findet den Tod nicht. Als er heimkommt, findet er die Hütte zerstört und die Mutter ermordet. Mit dem schwarzen Jagdhund, der allein zurückgeblieben ist, eilt er in den tiefsten Wald, um sein Brot zu erbetteln, wie ihm die Mutter aus der Tiefe des Grabes zugeredet. Als er an die Stelle gelangt, wo er die Schwester in den Schlitten gehoben und wo die Blumen des Haidekrauts und das junge Gras nicht mehr wachsen, da frägt er sein Schwert, ob es des Verbrechers Fleisch kosten, sein schuldbeflecktes Blut trinken wolle. Als dieses antwortet, es habe ja auch das Blut des Unbefleckten gekostet, drückt er sich das Schwert tief in die Brust.

Jakob Grimm sagt von diesem Werke: „Hier sprudelt lauteres Epos in einfacher und desto mächtigerer Darstellung, ein Reichthum unerhörter Mythen, Bilder und Ausdrücke, besonders ein reges sinniges Naturgefühl."

Ueber dem Ursprung und der Entstehungszeit des Epos liegt ein tiefes Dunkel. Wahrscheinlich wohnten die Vorfahren derjenigen, welche die Tradition am reinsten bewahrt haben, einst am südöstlichen Ufer des Weißen Meeres und gehörten zu dem einst reichen und mächtigen Bjarmervolke. Lange vor den arischen Völkern sind sie herübergezogen aus dem Hochland Asiens und manchmal taucht vor der ahnungsvollen Seele des Sängers die Heimat seiner Vorfahren auf.

Die Bilder der erregten Phantasie weisen auf die Gebirge der Urheimat hin. „Der Sänger fühlt sich auf Augenblicke

von dem gewohnten Schauplatz in eine großartige Natur entrückt, er zaubert gleichsam selber die Berge und Felsen aus der Ferne, den Wohnsitzen seiner Voreltern herbei. Dagegen, wenn er nur erzählt, erblicken wir eine Region der Seen und Sümpfe mit ihren grünenden Halmen, eine Region der Sandhügel, der Laub- und Nadelwälder", sagt Schott.

Die mythischen Gestalten schweben in eigenthümlichem Dämmerlichte, bei den Esthen haben sie viel menschlichere Gestalt angenommen. Es sind elementare Götter und doch rufen sie selbst wieder die höchsten Gottheiten an. Sie haben Theil an der Weltschöpfung und dulden und bluten und irren wieder heimatlos umher, wie die elendesten Menschen.

Die Mythen sind verwandt mit denen, welche über die ganze Erde zerstreut sind. Die Schöpfung erinnert an den indischen Mythus vom Weltei; Wäinämöinen, der im Meere umherirrend Buchten und Felsen schafft, an Brahma und Wischnu, die auf einem Blatte sitzend und an den Zehen saugend schöpferisch die Meere durchziehen; das Sammeln der zerstreuten Glieder Lemminkains an Isis, welche die zerstückelte Leiche des Osiris sucht; das Werben um die Jungfrau und der Kampf um den Sampo, der zuletzt im Meere versinkt, an Brunhilde und den Schatz der Nibelungen, der im Rheine versenkt wird; der Sampo, der Pflügen, Säen, Wachsthum und ewiges Glück bringt, an den Graal und das Palladium, welches Ulysses und Diomedes rauben; der Freier, der ein schlangengefülltes Feld pflügen, den Bären des Todesgottes und Manala's Wolf erlegen soll und dem die Jungfrau selbst dabei hilft und in die Heimat folgt, an Medea und die ausgesäeten Drachenzähne. Wie Orpheus am Argonautenzuge sich betheiligt und die wilden Thiere mit seinem Gesange bezähmt, so bildet Wäinämöinen im Schiffe, das nach Pohjola segelt, um den Schatz zu rauben, die Alles bezaubernde Kantele. Auch Castrén hat auf seinen Reisen in Finnland mancherlei Anklänge an die Geschichte des Polyphem, an den ewigen Juden, an Wilhelm Tell's Apfelschuß und Sprung auf den Felsen, an Wieland den Schmied und viele andere Züge gefunden.

Das Eigenthümlichste unseres Epos ist, daß es das ganze Leben, den ganzen Wirkungskreis des finnischen Volkes in sich schließt, die stets sich neu erzeugenden Empfindungen wiederspiegelt, sich durch ein sinniges Naturgefühl auszeichnet und vor Allem die Sitte des täglichen Lebens in die Darstellung verflochten hat.

Gleich im Eingang sagt der Dichter:

Auch noch andre Worte gibt es,
Zauberschlingen, die ich lernte,
Die vom Weg ich aufgelesen,
Abgebrochen von der Haide,
Von des Waldes Strauch gerissen,
Von des Grases Spitzen streifte,
Löste von dem zarten Schößling
Abriß von des Fußsteigs Rande;
Wann als Kind ich auf die Waide
Meiner Herde folgte wandernd,
Ueber honigreiche Hügel,
Durch die goldgeschmückten Felder,
Hinter Muurikki, der schwarzen,
Und der buntgefleckten Kimmo.
Auch die Kälte gab mir Lieder,
Runen brachte mir der Regen,
Andre trugen her die Winde
Und von fern des Meeres Wogen,
Worte schenkten mir die Vögel
Und der Bäume Wipfel Sprüche.

Dieser lebendige Natursinn spricht aus jedem Gesange. Wie rührend sind die Gebete, welche Ilmarinens Hausfrau zum Schutz der Heerden spricht, die sie in den Wald entsendet und wieder heim erwartet, Gebete, die uns einen so tiefen Blick in das finnische Landleben werfen lassen. Wie innig bricht immer wieder die Heimatsliebe durch, die nicht scheiden kann von dem armen Heim, wenn auch draußen ein glänzendes Geschick winken mag. So in den sechs Gesängen, welche die Hochzeitsfeier erzählen, wie sich die Braut anschickt, das mütterliche Haus zu verlassen, wie ihre Freundinnen singen, um sie zum Weinen zu bringen und dann ihre Thränen wieder zu trocknen; die Ermahnungen an die Braut und an den

Bräutigam, der Abschied der Braut, welche fragt: wie kann ich meiner Mutter Milch, meines Vaters Güte bezahlen? und dann Abschied nimmt von Haus und Garten, der Kuh im Stalle, den Pferden an der Krippe, dem alten Jagdhund des Bruders, von Haus und Diele, Garten und Hof; noch im Schlitten ruft sie den Lindenbäumen, dem Haidekraut, dem Sumpf mit seinen hundert Inseln, den Hügeln mit den finstern Tannen unter heißen Thränen ihre Abschiedsgrüße zu.

Eines der berühmtesten Lieder, die bei dieser Hochzeitsfeier gesungen werden, schildert die Bereitung des Bieres. Ein Greis singt, wie der Hopfen, der sich um den Baum schlingt, die Gerste, die in dem vom Feuer geschwendeten Felde üppig gedeiht, und das Wasser in der Quelle seufzen: „Wann wird man uns vereinen? Trostlos ist es, einsam zu leben." Als sie endlich zusammenkommen, will das Getränke nicht schäumen, ehe die Biene den Honig von goldnen Blumen holt und in die Mischung träufelt; dann erst gährt das Bier bis zum Rande und droht Alles zu überfluthen, bis der Mann kommt, der ihm ein Loblied singt und es in muntren Weisen preist.

Ebenso populär ist das Bärenlied, das Theodor Mügge in seinem Romane „Erich Randal" so hübsch verwerthet hat. Die Finnen legen dem Bären die Stärke von zwölf Männern und menschlichen Verstand bei und wenn sie ihm nachstellen und ihn erlegen, bitten sie ihn mit tausend Schmeichelworten um Verzeihung.

Wenn der Jäger ihm naht, singt er:

Wackrer Otho, Waldesapfel,
Meine süße Honigtatze,
Wenn du hörst, daß ich dir nahe,
Ziehst du willig ein die Krallen,
Birgst im Zahnfleisch deine Zähne,
Denn du willst mich nicht verletzen,
Willst nicht schaden deinem Gaste. –

Wenn der Bär heimgebracht wird, heißt es:

O mein Otho, o mein Einz'ger,
Honigtatze, o du Schönaug!

Goldner Kukuk in dem Walde,
Mit dem schönen zott'gen Haare —
Komm', verlaß' dein kaltes Lager,
Dieses Bett von Fichtennadeln
Und von armem Haidekraute —
Komm' und ruh' auf weichen Polstern,
Ruh' auf seidenweichen Betten,
Unter meines Hauses Giebel. —

Wird er in's Zimmer getragen, schmeichelt man ihm ironisch:

Kümm're dich nicht um die Mädchen
In dem Schmucke ihrer Locken
Und mit ihren blauen Strümpfen —
Alle flüchten in den Winkel,
Wenn der Mann tritt in das Zimmer,
Solch ein tapf'rer Bursche naht.

Unter solchen Wechselgesängen wird er zerstückt, gekocht und verzehrt; zuletzt werden seine Zähne nach einem waldumwachsenen Hügel getragen, dort sollen die Heerdenglocken ihnen läuten und die Krone des Baumes sie in der Einsamkeit umrauschen.

Ganz eigenthümlich sind dem Finnen seine Zaubergesänge, von welchen es in der Kalewala wimmelt. Die düstre, großartige Natur, in der er lebt, weckt in ihm geheimnißvolle Ahnungen; zurückgezogen sucht er in den Träumen seines Geistes, in räthselhaften Kombinationen kabbalistischer Worte eine Stütze und Abwehr in der Stunde der Gefahr, ein Mittel, sich Einfluß und Glück zu verschaffen. Von jeher stand der Finne im Ruf der Zauberei. Im Mittelalter galt Fenne soviel als Zauberer. Die Schiffer landeten an Finnlands Küste, um sich guten Wind in einem Strick mit drei Knoten zu holen. Manche Familien schickten ihre Töchter, wie man sie heute vom Lande in die Stadt schickt, um das Kochen zu lernen, einst nach Finnland, um das Hexen zu lernen. Im dreißigjährigen Kriege hieß es, die Finnen haben Gustav Adolph mit ihren Zauberkräften geholfen. Voltaire erzählt in seiner Histoire de Charles XII., die Russen haben den Verlust der Schlacht bei Narva der Macht der finnischen

Zauberer zugeschrieben und noch im Jahre 1805, als die Russen auf dem weichen Lehmboden die Kanonen nicht nach Helsingfors schleppen konnten, meinten sie, ein alter finnischer Bettler, den sie beschimpft hatten, sei schuld daran.

Jetzt hat sich dieser Aberglaube mehr nach Lappland hinaufgezogen. Ein wohlbewanderter Schwarzkünstler heißt ein „ganzer Lappe". Da die Hexenmeister ihre Geräthschaften in einem Sacke bei sich führten, hießen sie die „Sackmänner".

Castrén hat in Sybirien und andern Ländern des Nordens überall solche Neigung zu Zauberei, magnetischem Schlaf und Visionen gefunden. Diese Völkerschaften sind durch nervöse Erregbarkeit sehr zur Extase geneigt. In einem solchen Anfalle tödtete eine Frau ihr eigenes Kind. Beim geringsten unerwarteten Geräusch in langen Winternächten sah Castrén kräftige Männer starr, wie leblos zur Erde fallen. So mag denn auch bei den Finnen Manches, was mit dieser Zauberei zusammenhängt, auf natürlicher, wenn auch räthselhafter Naturanlage beruhen. Oft gerathen sie in Wuth, knirschen mit den Zähnen, stampfen mit den Füßen und ihr Haar sträubt sich.

Die Finnen haben Zauberlieder für alles Gute und gegen alles Böse. Um ein Uebel zu heilen, Gewalt über es zu gewinnen, muß man die Geburt des Gegenstandes erzählen, welcher eine Wunde, eine Krankheit oder sonst ein Uebel erzeugt hat. So reden sie den schuldig erfundenen Gegenstand gewöhnlich mit den Worten an: „warum wagst du es, Elender, Böses zu schaffen? Mir ist nicht unbekannt, woher du entstanden bist?"

Als Wäinämöinen sich den Fuß verwundet hat, sucht er das riesenhaft ausströmende Blut durch Zaubersprüche zu stillen, aber er hat die großen Worte vom Ursprung des Eisens vergessen; endlich findet er einen Greis, der sich rühmt, schon die Mündung von Flüssen, den Auslauf von Seen, den Sturz der wildesten Wasserfälle mit seinen Zaubersprüchen gehemmt zu haben. Er werde auch den Blutstrom stillen, wenn er den Ursprung des Eisens erfahre, und diesen erzählt nun der Verwundete so

Das Feuer will seinen jüngsten Bruder, das Eisen, verzehren, aber dieses versteckt sich unter der Wasserader des Sumpfes, am Fuß der wilden Felsen, wo der Schwan seine Eier legt und die Wildgans brütet. Aber der Wolf springt über den Sumpf, der Bär eilt über die Haide und bald ragt das Eisen aus dem zertretenen, aufgewühlten Boden hervor. Ilmarinen, der Schmied, entdeckt es auf der Wolfsjagd, gräbt es aus und trägt es in's Feuer. Da flehet das Eisen ihn an, es zu befreien und verspricht ihm, es wolle ihm zu allem Nützlichen dienen. Noch fehlt etwas: seine Zunge zischt noch nicht. Ilmarinen wirft Asche in's Wasser, kostet es, findet es aber nicht geeignet zum Härten des Stahls. Er bittet die Biene, ihm Honig zu holen. Indessen naht die Wespe und träufelt in die glühende Esse das Gift der Schlange, den Geifer des Wurms, der Ameise scharfen Saft, der Kröte unheimliches Gift:

Daher rührt des Stahles Arglist
Und des Eisens wilder Wahnwitz,
Darum schlägt's den eig'nen Bruder,
Beißt die nächsten Anverwandten,
Bringt im Streit das Blut zum Strömen.

Nachdem der Greis den Ursprung des Eisens erfahren, erinnert er es an seine unschuldige Kindheit, sein harmloses Leben in der Tiefe des Sumpfes, an den Bruch seines Eides, nur zum Pfluge, zur Axt und zum Wanderstabe zu dienen, und beschwört das Blut:

Ströme, Blut, nicht in die Fluren,
Männerstolz nicht hin zum Grase,
Heldengold nicht auf den Hügel —
Deine Wohnung ist im Herzen,
Ströme durch des Mannes Adern
Und durchfluthe seine Glieder.

Zuletzt aber ruft er Jumala, den höchsten Gott an, er möge seinen Daumen auf die Wunde legen als Siegel für die offne Pforte des Blutes.

In ähnlicher Weise finden wir den Ursprung des Feuers, der Kälte, der Schlange besungen, um ihren schädlichen Einfluß zu schwächen.

Es ist gewiß ein tiefer, wahrer Gedanke, der diesen Zauberliedern zu Grunde liegt. Man denke nur an die Bedeutung von „Wort“ in so vielen Sagen und Mythen, an die Logoslehre und den Anfang des Johannesevangeliums. Die Ueberzeugung, daß man, um eine Sache vollkommen sich zu eigen zu machen, ihrer völlig Herr zu werden, in Liebe oder in Haß, ihre Natur durch und durch kennen muß, zieht sich ja wie ein rother Faden durch alle Erscheinungen des Lebens. Abgesehen davon, daß die Diagnose der wichtigste Theil der Heilkunde ist, macht man auf geistigem und moralischem Gebiete stets dieselbe Erfahrung. Man muß einer Gefahr gewachsen sein, um sie zu bestehen. Man erträgt ein Leiden viel gefaßter, wenn es nicht als ein unheimliches Räthsel an unserm Herzen zehrt, sondern sein Grund klar erkannt ist.

Am Schluß einer Tragödie fühlt man sich wirklich befreit, gereinigt, wie Aristoteles sagt, wenn die Katastrophe als durch die sittliche Schuld des Helden herbeigeführt erkannt wird und nicht bloß als dunkles Fatum, als namenloser Zufall. Es ist schon eine Wohlthat, wenn man sich eine unangenehme Situation, ein tiefinneres Leiden objektiviren, wie als etwas außer uns Bestehendes betrachten kann, das wir in seinem Entstehen und Wachsen belauschen können. So hat ja Goethe, indem er Werthers Leiden und die Wahlverwandtschaften schuf, sich von eigener quälender Leidenschaft geheilt.

In diesen Zaubersprüchen findet sich mancher spätere Einfluß des Christenthums. Der Name Christi und der Jungfrau Maria werden oft geradezu unter die heidnischen Gottheiten gemischt.

Der letzte Gesang der Kalewala ist dafür bezeichnend.

Die Jungfrau Mariatta, deren Unschuld in naiver, rührender Weise geschildert wird, verschluckt eine geheimnißvolle Beere und wiegt bald darauf als Mutter ein Kind in den Armen, das ihr aber plötzlich entrissen wird. Sie sucht ihren „lieben goldnen Apfel“, ihren „kleinen Silberstengel“, fragt Sterne und Mond, bis ihr endlich die Sonne verräth, daß das Kind auf einem Sumpfe liege. Noch hat es keinen

Namen, die Mutter nennt es nur „ihre Blume". Es soll getauft werden. Wäinämöinen räth, das Kind wieder da zu vergraben, wo es gefunden worden sei. Allein nun erhebt das zweiwöchentliche Kind selbst die Stimme und erinnert den alten Sänger an seine Missethaten, so daß dieser betrübt von dannen geht. Das Kind wird getauft und zum König von Karelien gesalbt. Wäinämöinen aber tröstet sich, es werde eine Zeit kommen, wo man ihn wieder rufen werde, und fährt hinaus in's weite Meer. Seine schöne Harfe läßt er in Suomi und seine hohen Runensänge seinem Volke zur ewigen Freude.

Gerade die Entstehung und der Zauber dieser Harfe bildet einen der schönsten Theile der Kalewala.

Auf seiner Fahrt nach Pohjola stößt Wäinämöinen auf einen Riesenhecht, den er tödtet und aus dessen Kiefer er die finnische Harfe, die Kantele bildet, indem er die Haare des wilden Hengstes des Hiisi darüber spannt. Keiner kann die Harfe meistern, bis aus den Saiten eine Stimme tönt mit dem Verlangen, von dem gespielt zu werden, der sie geschaffen habe.

Und wie Wäinämöinen in die Saiten greift:

Dorthin eilet gleich das Eichhorn
Und es hüpft von Baum zu Baum,
Auch die Hermeline nahen,
Setzen still sich auf den Pfahlzaun
Von der Haide springt das Elen,
Luchse theilen selbst die Freude;
Es erwacht der Wolf im Sumpfe,
Auch der Bär bricht aus der Sandhaid',
Aus der Fichten Winterlager,
Dem verschlung'nen Tannendickicht,
Klettert in der Fichte Krone,
Um dem Saitenspiel zu lauschen.

Der Adler läßt seine Jungen im Neste, um herbeizufliegen. Der Sonne schöner Tochter, des Mondes Jungfrau, die am Rande der rothen Wolke am Goldgewande weben, reißt der goldne Faden entzwei. Die Schilfesschwestern, die ihre feuchten Locken kämmen, lassen die goldne Bürste fallen.

Und da war kein Held zu finden,
Und kein Mann so stark und muthig,
Keine Maid mit langen Locken,
Die, im Herzen tiefgerühret,
Nicht ließ heiße Thränen fallen.

Dem Sänger selbst stürzen Thränen aus den Augen, die über Gürtel und Mantel fließen, in's blaue Meer hinab, und als die blaue Ente untertaucht, um die Thränen heraufzuholen, da sind sie in schimmernde Perlen verwandelt.

Später geht die Harfe im Sturm verloren. Wäinämöinen trauert tief um seine verlorene Lebensfreude. Als er einst im Walde wandelt, hört er die Birke klagen, daß sie so schutzlos sei. Die Kinder schneiden im Frühling in ihre Rinde, im Sommer reißen ihr die Hirten den weißen Gürtel ab, im Herbst lagern Männer in ihrem Schatten und schärfen die Axt, die ihr Haupt bedroht, im Winter endlich reiße der Sturm ihr das grüne Gewand ab, daß sie nackt erschauere bis in die tiefsten Fasern. Wäinämöinen tröstet sie mit dem Versprechen, ihr ein besseres Loos zu schaffen. Er schnitzt aus ihrem Stamme, eine neue Harfe, ein junges Mädchen gibt ihm eine Locke, die er als Saiten spannt, und als er die neue Kantele schlägt:

Spiel und Lust erwacht im Walde,
Freude regt sich rings im Haine,
Alle Blumen duften lieblich,
Alle Zweige neigen tief sich.

Diese Kantele hat Wäinämöinen beim Scheiden seinem Volke hinterlassen; nach ihr wird die zweite große Sammlung finnischer Lieder „Kanteletar" genannt. In diesem Buche sind Lieder für alle Ereignisse des Lebens, für alle Empfindungen des Herzens, Brautschaft und Hochzeit, die Stunden des Mahls und der Arbeit, Jagd, Fischfang, Fahrt im zerbrechlichen Kahn, mit dem flüchtigen Schlitten oder dem windschnellen Schlittschuh auf glitzerndem Eise. Diese Liederharfe ist für das arme Volk, das die Natur zu harter Arbeit, endlosen Prüfungen und zu ewigem Kampf verurtheilt hat, vor Allem ein unerschöpflicher Trost. Es ist ihm, was die Harfe Davids für die kranke Seele des Königs Saul. Auf sie paßt das schöne Wort Uhlands:

Ja, Schicksal, ich verstehe dich;
Mein Glück ist nicht von dieser Welt,
Er blüht im Traum der Dichtung nur.
Du sandtest mir der Schmerzen viel,
Und gibst für jedes Leid ein Lied.

Ueber den meisten dieser Lieder ist tiefe Wehmuth verbreitet. Der Sänger selbst sagt: „Meine Harfe ist aus Schmerzen gebildet und aus Kummer zusammengefügt; deßhalb erklinget sie nicht in Tönen der Freude.“

In diese Lieder ist eine Fülle trefflicher Lehren gestreut; man könnte eine ganze Moralphilosophie in Beispielen herausheben, wie Dr. Julius Altmann in der Vorrede zu seiner Sammlung solcher Runen sagt: Ich kann hier nur einige Aehren auf dem reichen Felde lesen.

Nicht verlangt der Bläue Göttin
Opfer von dem blinden Manne.

Sieht der muntre Bursch das Flachsfeld:
„Welche doch der Weberinnen,
Denkt er, wird für mich zur Freude
„Sich daraus ein Brauthemd weben?“
Sieht der kranke Greis das Flachsfeld:
„Welche doch der Weberinnen,
Denkt er, wird daraus zum Jammer
„Weben mir ein Leichenhemde?“

Vor sich selbst flieht scheu der Böse,
Selbst sucht sich der edle Weise.

Neid, o Moos, du überziehest
Selbst die schon geborst'nen Mauern,

Speie heut' nicht auf die Meerflut,
Willst du morgen sie befahren.

Lang zwar ist der Fluß der Lüge,
Seicht doch ist des Flusses Bette.

Gott gibt Aecker, gibt nicht Pflüge,
Gott gibt Quellen, gibt nicht Becher,
Gott gibt Kühe, gibt nicht Eimer,
Gott gibt Flachs und nicht das Linnen:

Selbst mit eig'ner Kraft muß walten,
Selbst mit eig'nem Sinn muß schaffen,
Selbst mit eig'nem Kopf muß denken
Jeglicher auf dieser Erde.

Ein tiefes Gefühl der Achtung offenbaren diese Lieder für Unschuld, ächte Weiblichkeit, treue Kindesliebe, Gastfreundschaft.

Heilig selber ist dem Bösen
Mädchenunschuld, Mädchenehre,
Hiisi*) selbst geht einer Jungfrau
Mit gesenktem Blick vorüber.

Ehr', o Bräutigam, die Gattin,
Wie du sie als Braut geehret.

Steif sind meiner Mutter Arme,
Halbgebrochen ist ihr Auge,
Und nicht Milch mehr trinkt die Lippe
Aus der welken Brust der Mutter.
Doch mein Geist trinkt alle Tage
Jene Milch in heißen Zügen
Dankend ein, die sie mir reichte
In der Kindheit schönen Zeiten,
Da ich ihr im Arm gelegen,
Angelacht von ihren Augen
Und bewacht von ihrer Liebe,

Wußtest du in's Haus zu kommen,
Wisse nun im Haus zu bleiben.

Schön wol ist der Gast gebeten,
Schöner ist er ungebeten.

Leichter ist das Haus der Freundschaft
Abgebrochen, als gezimmert.

Milden und scharfen Spott hat der Sinne für alles Lächerliche.

Tadelst Du die seichten Bäche,
Dann sei selbst ein Sund, ein tiefer;
Tadelst du die leeren Wasser,
Dann sei selbst ein Meer, ein volles.

---

*) Hiisi, der Gott des Bösen.

Tadelt selbst sein Bier der Schenke,
Ist's um seinen Meth zu loben.

Größer nicht als eine Warze
Dünkt dem Volk des Königs Buckel.

Speit der König auf die Birke,
Königsbirke nennt sie gleich sich.

Die Finnen wissen diese gefährliche Waffe oft in furchtbarer Weise als Lynchjustiz zu handhaben. Wenn sich an einem Orte irgend Jemand ein Vergehen zu Schulden kommen läßt, das sich der gewöhnlichen Justiz entzieht, gleich wird ein Lied improvisirt, das sich mit Blitzesschnelle verbreitet und nun den Unglücklichen umsummt, wie eine Stechfliege, die im Sommer in Finnmarken Einen fast zur Verzweiflung bringt.

In den Sprüchen finden sich manche Anklänge an wohlbekannte Fabeln aus dem Alterthum, von denen Lafontaine so viele in ein anmuthiges Gewand gekleidet hat.

Wer denkt nicht an die Eiche und das Schilfrohr, wenn er liest:

Nicht des Sundes schlanke Binsen
Knickt der Sturm, der scharfgezähnte,
Doch im Wald die stämm'ge Eiche
Sägt er mit der Wurzel nieder;

oder an Fuchs und Rabe:

Lobe nicht den Pfau, sonst hebt er
Grell aufkreischend gleich die Stimme;

an den Fuchs mit den sauren Trauben:

Von der Tanne fiel das Eichhorn,
„Hohl sind ihre Nüsse," sprach es.

Eine eigenthümliche Reminiscenz an einen griechischen Dichter bietet folgende Rune, die vielleicht ein durstiger Finne seiner Frau vorspricht, die es nicht gerne sieht, wenn er zum Biere geht:

Auch die durst'ge Erde ziehet
An der Brust der braunen Wolke,
Warum soll der Mann nicht ziehen
An dem Krug des braunen Bieres?

und schon der griechische Dichter Anakreon singt:

Die schwarze Erde trinket,
Der Baum trinkt ihre Säfte,
Es trinkt das Meer die Lüfte,
Der Helios die Meerflut,
Den Helios Selene. —
Was wehrt ihr mir, o Freunde,
Wenn mich nach Trank gelüstet?

Wenn man die Tausende Sprüche durchliest, so mag man wohl mit Uhland sagen, man ahne als Einheit im Zerstreuten eines Volkes ganz Gemüth.

In einige dieser Sprüche kann man die edelsten Tugenden dieses Volkes zusammenfassen.

Seine Liebe zur Heimat:

Werther ist aus Birkenrinde
Das gestampfte Brot, das harte,
In dem heimatlichen Hofe,
Als der weiche Waizenkuchen
In dem fernen fremden Hause.

Seine Gastfreundschaft:

Gut schmeckt auch die Rindensuppe,
Issest du sie mit dem Gaste,
Weiß erscheint das Brot aus Fichten,
Theilst du sie mit dem Erwählten.

Seinen Muth in Gefahren und Leiden:

Muth besiegt des Menschen Leiden
Und Geduld besiegt die andern.

Schön ist's, bei dem Klang der Schwerter
In den vordern Reih'n zu fechten,
Sei's, die Brust durchbohrt zu fallen,
Sei's, als Sieger heimzukehren,
Hold begrüßt von Weib und Kindern
Und bekränzt von allen Freunden.
Was ist des Besiegten Leben,
Was das Dasein ohne Ehre?
Leben gibt allein die Freiheit,
Nur der Ruhm verleihet Freude.

Endlich seine Liebe zum Gesang:

Wenn ich singe, wo ist Trauer?
Wenn ich singe, wo ist Weh?

Eh' geschaffen Wäinämöinen,
Trübe war es auf der Erde,
Trostlos waren alle Lande,
Selbst den Göttern fehlte Freude,
Und den Seligen selbst Wonne.

Zum Schlusse dieser kurzen Uebersicht über die finnische Nationalliteratur gebe ich noch ein finnisches Volkslied aus dem Kanteletar, das unwillkürlich an Mignons Lied erinnert:

„Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß was ich leide,
Mein Herze brennt,
Mein Eingeweide." —

Des Mädchens Klage:

Nimmer geh'n mir aus dem Sinne,
Dem Gedächtniß schwinden niemals
Jene holden, sanften Tage,
Da ich sang, ein Kind an Alter,
Zwitschernd, wie ein junges Mädchen,
Mit der muntern Vögel Freude,
Mit der Lerche Lust, die spielet
Sorglos in dem Schoß der Wolken.

Frei das Herz und ohne Kummer,
Flog ich ringsum gleich dem Winde,
Gleich dem Blatte, gleich dem Funken,
Gleich dem Falter auf dem Felde,
Trank mich satt am süßen Safte,
Aus dem Kelch der goldnen Blumen,
Wie bestreut von reinem Silber.

Fremd noch allen Sorgen, saß ich
Auf der Flur, ein Bild der Freude,
Spielend in der Schwestern Reigen,
Leis geküßt vom Hauch des Windes,
Der vom honigreichen Lande
Kam mit seinen Blumendüften.

Auf dem Bett, ein Bild der Ruhe,
Lag ich wie ein kleiner Vogel,
Und die Stille leis bereitet
Neben mir sich selbst ihr Lager,
Störte nicht den Schlaf mir, drohend
Mit dem Schmerz des jungen Tages,

Mit den Sorgen, welche quälen
Jetzt mein tief verzehrtes Herze.

Ach ich weiß nicht, kann's nicht sagen,
Kann's nicht deutlich offenbaren,
Was mir in den Sinn gekommen,
Was mein armes Haupt getroffen;
Wunderlich sind die Gedanken,
Die im Herzen angezündet,
Nie zuvor gekannt, mir nahen.
Seit die Mutter zu mir sagte:
„Liebes Töchterchen, bald hast du
„Hinter dir schon fünfzehn Jahre
„Auf der Fährte deines Lebens,"
Hob sich meine Brust, im Herzen
Stieg ein unbekanntes Feuer,
In der Brust aufschwellend leise
Unter'm Tuche schwoll mir Unruh'.

Oed' ist's nun in meiner Stube,
Schwer der Sinn mir auf dem Felde,
Ruhe find' ich nicht im Haine,
Nicht Erquickung mehr im Schatten
Unter grünen Birkenzweigen. —
Unruh' drängt mich, will ich ruhen,
Unruh' stört mich in dem Schlummer,
Unruh' wecket mich des Morgens
Zu des neuen Tages Schimmer.

Und es brennt in meinem Herzen,
In dem heimlichen Verstecke,
Unverstand'ner Hoffnung Flamme,
Eine Flamme, ach so seltsam,
Die ich nicht vermag zu löschen,
Nicht das Herz hab', zu ersticken.
Dorthin eilen unaufhaltsam
Alle Worte meines Mundes,
Wenn mich Niemand sonst kann hören,
Dorthin meines Hirns Gedanken,
Dorthin meines Herzens Ruhe,
Meiner Hoffnung dunkle Wege,
Und der Ahnung schmale Pfade.
Voller Sorgen für mein Herze,
Voller Freude für mein Herze.

Von den Wünschen, die ich hege,
Ist nur einer immer wichtig,
Was ein Herz nur mag begehren,
Eines nur begehrt das meine,
Voller Sorge für mein Herze,
Voller Freude für mein Herze.

Schwedische Literatur in Finnland vor Runeberg.

Die Entdeckung der finnischen Literatur war ein doppeltes Glück für das Land; sie hat nicht bloß den Nationalgeist gekräftigt, seine geistige Freiheit geschaffen, sondern auch die schwedische Sprache und Poesie, welche noch immer die fast aller Gebildeten war, gehoben, vertieft und veredelt. Durch die vielen Uebersetzungen und Nachbildungen im Schwedischen entstand eine eigene poetische Auffassung und Diktion, welche durch Runeberg, Topelius, Stenbäck u. A. ihre Vollendung erhielt. Alle diese Dichter wurden mächtig angeregt; indem sie aus dem herrlich sprudelnden Quell ihrer Heimat schöpften, beschenkten sie Finnland und das nie vergessene Mutterland Schweden mit tiefpoetischen Werken. Diese Erfrischung war aber eine Lebensfrage für die schwedische Poesie in Finnland, wie ein kurzer Blick auf den Zustand der schwedischen Literatur in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts begreiflich machen wird.

Was der geistvolle Brandes von Dänemark sagt, kann auch von Schweden gelten: „Zuweilen, wenn wir gar nicht an der Aktion Antheil genommen haben, deren breite Wogen unsere sandigen Ufer erst flach und kraftlos erreichen, trifft es sich, daß wir in die Reaktion mitten hineingerathen." Während in Deutschland auf die Gottsched'sche Periode zuerst die classische Blütezeit und auf diese erst die deutsche Romantik folgte, platzte in Schweden die Romantik unmittelbar auf den pseudoclassischen Gallizis-

mus, der hier erst begann, als er anderwärts schon tief erschüttert war. Die ganze Cultur war durch letzteren der französischen sklavisch nachgeahmt worden. Statt tief war man galant, statt schön — preziös, statt des freien Spiels der Phantasie herrschte rhetorische Ausschmückung und zierliche Deklamation, um so langweiliger und abstoßender, als die französische Grazie fehlte. Geschmack war die Parole, d. h. sorgfältiges Vermeiden jedes Ausdrucks, der nicht in der feinen Gesellschaft geduldet wurde. Mit dem Tode Gustavs III. erlosch der äußere Glanz, an welchem sich die Phantasie wenigstens noch flüchtig berauschen konnte; jetzt gähnte sich die Poesie selbst an; nur die kalten Begriffe von Tugend und Pflicht bildeten das Thema. Jeder hieß Dichter, der in steifen Alexandrinern einen allgemeinen moralischen oder ökonomischen Satz zu behandeln wußte. Wallmark, eines der Häupter der Schule, gab ein langes didaktisch beschreibendes Gedicht über die Hand heraus mit erklärenden Abbildungen.

In Finnland war es noch schlimmer. Der siegestrunkene Jubel um Gustavs III. Thron konnte nur in ersterbenden Wellen dorthin gelangen, das glänzende Leben in Stockholm war dort zur Legende geworden; prachtvolle Feste konnten dort keine Inspiration wecken, nur schale, langweilige Gelegenheitsgedichte, wo man von Arkadien, den Schwestern der Grazien schwärmte, sich von Amors Pfeil getroffen fühlte, Cupido in jedem Wangengrübchen und in jedem Blick schalkhafte Liebesgötter suchte. Aber ganz hatte die hohle Vogelscheuche des „feinen" Geschmacks die ächten Singvögel nicht verbannen können, denn plötzlich erhob eine Lerche ihre Stimme in Finnland und sang ihre reinen, ätherischen, frühlingsfrischen Melodien. Das war der finnische Dichter Franzén. Er brachte das unsterbliche Recht der Poesie, des eigenen Herzens Erfahrungen auszudrücken, wieder zur Geltung, in einer Sprache, die aus dem Herzen selbst erwuchs. Der Sternenhimmel war ihm nicht bloß ein prachtvoller Beweis für die mathematische Anordnung der Welt, das Glück war ihm nicht bloß ein ferngerücktes Ziel, eine Stimme aus besseren Welten, sondern er durchlebte es

selbst in des Kindes frohem Spiele, in der Liebe süßem Erröthen. Er sang die Heimat mit den goldnen Firsten, mit seinem Haidekraut, dem stillen Hag, dem geschwendeten Felde, dem von rothen Beeren bedeckten Sumpfe und der wogenden goldenen Saat. Er lehrt die flüchtige Minute erhaschen:

Hasch' dir im Raub
Blühendes Leben,
Duftende Reben,
Jüngling, sie fliehen,
Du selbst bist nur Staub.

Dem Mädchen ruft er zu:

Mädchen, flicht im Lenz den Kranz
Dir aus Myrtenzweigen,
Und so lang er blühet, tanz' —
Bald fliehst du den Reigen. —
Ja, im süßen Minneglück'
Jede Stunde wahre,
Nimmer kehren ja zurück
Deine fünfzehn Jahre.

Er spinnt nicht unendliche Deklamationen über die Wohlthätigkeit aus, sondern er singt zur Erntezeit:

Vöglein, pick' die Beeren frei,
Sangst so lieblich mir im Mai.
Von der Noth gebeugt, der schweren,
Wittwe, lies getrost die Aehren.

Ich kann es mir nicht versagen, hier wenigstens ein Gedicht von Franzén vollständig wiederzugeben, das zu seinen berühmtesten gehört.

Das menschliche Antlitz.

Von Franz Michael Franzén, geb. in Uleaborg (Finnland), 9. Febr. 1772.

An dem Saum des Cedernhages
Schon des sechsten Schöpfungstages
Purpurstreifen glüh'n,
Falter schwingen gold'ne Flügel,
Küssen leis' am Rosenhügel
Knospen im Erblüh'n.

Perlend schäumt die Quelle nieder,
Weiß erglänzt des Schwans Gefieder
In dem schatt'gen Teich,
Roth durchglüht der Wein die Traube,
Zart und schuldlos spielt die Taube
Noch in Edens Reich.

Doch noch fehlt die höchste Schöne
Die das Werk der Schöpfung kröne,
Eh' zu Gottes Lob
Still der Mensch sein Angesichte
Und das Aug' zum gold'nen Lichte
Aus dem Staube hob.

Was sind, Schnee, nun deine Farben?
Deine Purpurgluthen starben,
Lichtes Morgenroth;
Sterne, euer gold'ner Schimmer
Blendet nun die Erde nimmer,
Euer Glanz ist todt.

Thiere huldigend erbeben
Vor den Augen, welche schweben
Ueber'm Staub empor,
Die der Seele Sehnsucht feuchtet,
Wo unsterblich Hoffen leuchtet
Durch der Thränen Flor.

Engel steh'n in Schau'n versunken,
Blicken vor Entzücken trunken
Nach dem Schöpfer mild,
Der dem Werk sein herrlich Siegel
Aufdrückt, lächelnd nun im Spiegel
Schaut sein Ebenbild.

Ihr, in deren Buch wir lesen:
„Keine Seele birgt das Wesen,
„Stoff das All nur füllt!" —
Zu der Quelle nur euch neiget,
Schaut das Antlitz drin und schweiget
Schamroth und verhüllt.

In des Denkers Stirn bewundert
Jenen Geist, der manch Jahrhundert
Wunderbar erhellt.

Wenn des Helden Blicke lohen,
Seht den Blitzstrahl jenes Hohen,
Welches lenkt die Welt.

Und das Holde? Von den Wangen
Selmas, noch vom Traum umfangen,
Löst das Häubchen sacht' —
Seht ihr Auge, halb erschrocken,
Durch der winddurchspielten Locken
Tiefe dunkle Nacht.

Folgt ihr, wenn sie heimlich schleichet
In die Hütten, Labsal reichet,
Armut, Gram und Groll
Unter dunklen Wimpern schauen
Nur in ihre süßen, blauen
Augen hoffnungsvoll.

Menschenantlitz, das den Himmel
Widerstrahlt im Thiergewimmel,
Sel'ger Engel Schein,
Soll ich dich nur sterblich wähnen,
Und dein Lächeln, deine Thränen
Nicht auch ewig sein?

Engel muß dein Antlitz rühren,
Selma, wenn zum Spiel sie führen
Dich auf Himmelsau'n;
Selma, selbst im Himmelssaale,
In Elysiums sel'gem Thale
Werd' ich auf dich schau'n.

Als Finnland erobert wurde, verließ Franzén seine Heimat und zog nach Schweden. Da verstummte seine Leyer nicht bloß für sein Vaterland, sondern es sprang auch eine Saite nach der andern. Er flüchtete sich in die Reflexion. Der Blütenstaub war verflogen. Er hat nie wieder gesungen, wie in seiner Jugendzeit.

In Schweden war indessen der Phosphorismus aufgetreten, so genannt nach dem Hauptorgan der Schule, der Zeitung Phosphorus. In Deutschland war die Romantik

Reaktion gegen den einseitigen Klassizismus, den Goethe und Schiller geweckt. „Diese hatten das ihnen anvertraute Kleinod der deutschen Poesie für bessere Tage auf die reinen Aetherhöhen des Olympus gerettet, blieben nicht im Leben ihrer Zeit und ihres Volkes wurzeln, sondern vertauschten den rauhen Boden der Wirklichkeit mit einer idealen Welt; daher das gewaltsame Experimentiren mit hellenischen Kunstformen oder schattenhafter Symbolik. Die romantische Kritik polemisirte gegen diese Entfremdung; sie entfaltete vor den trunkenen Blicken die wieder aufgegrabenen Schätze der mittelhochdeutschen Poesie und ließen den langverschütteten Quell des heimatlichen Volkslieds frisch und rein hervorsprudeln mit ureigenem Rauschen." Aber es ging ihr nach Heinrich Heine's Bild, wie jener Kammerjungfer, welche wußte, daß ihre Herrin einen Verjüngungstrank besaß; davon wollte sie naschen, statt aber nur wenige Tropfen davon zu schlürfen, trank sie das ganze Glas aus und wurde nun plötzlich ein ganz kleines Kind, statt jugendlich war sie kindisch geworden. In Schweden schlug die Kritik mit wuchtigen Schlägen auf den alten ohnmächtigen Gallizismus, so daß Wallmark, den man den „Verstandesberaubten" nannte, verzweifelt ausrief: „Die Götterdämmerung naht heran. Der Himmel erbarme sich über uns, die treuen Diener der königlichen Majestät."

Gejér und Tegnér, die Gründer der gothischen Schule, erkennen, daß eine volksthümliche und nationale Poesie geschaffen werden müsse; sie finden die Hauptquelle einer solchen in den alten Sagen und im Volksliede. Sie suchen die Wikinger Ader auf, die auf dem Grunde des schwedischen Nationalcharakters liegt. Aber bald artet das neue Element in groteske Auswüchse aus. Es wird gewirthschaftet mit riesig großen, kraftvollen Worten. Die Gothen essen Löwenmark mit Löffeln.

Aber noch viel schlimmer artete die phosphoristische Schule aus. „In Deutschland zerbrach das Subjekt frevelnd das ewige Maß seiner Kraft und träumte sich zum Alleinherrscher der phantastischen Welt. Alles Wirkliche wird Dunst und

Schein. Die liebliche Stille, das Säuseln des Geistes, das magische Dämmerleben des Traumes, die unheimlichen Nachtseiten des Seelenlebens, Elfen, Gespenster und Hexenspuk werden die eigentlichen Elemente dieser Poesie. Man wollte poetisch rasen, melodisch träumen, sich im Mondschein baden, mystisch das Schweben der Geister in der Milchstraße vernehmen, das Gras wachsen hören und die Vogelsprache verstehen." Novalis singt geradezu:

> Es bricht die neue Welt herein
> Und verdunkelt den hellsten Sonnenschein.

Die Schweden blieben hier nicht zurück. Der Name Phosphorus (Lichtträger), den sie ihrem Blatte gaben, wurde in ganz anderem Sinne, als sie dachten, für ihre ganze Richtung bezeichnend. Nicht das goldene Licht der Sonne, nicht einmal der blassere Strahl der Mitternachtssonne, die auf die Meere, Haiden und Dünen leuchtet, auch nicht einmal der herrliche Wagen, der dem nordischen Seefahrer das Herz mit Wehmut erfüllt, selbst dort, wo ihm das wunderbare Kreuz des Südens flammt, nicht dieses ächte natürliche Licht durchstrahlt die Werke der schwedischen Romantiker, sondern das räthselhafte Phosphoresziren der Meeresflut, wenn der Kiel nächtlich die dunklen Wogen durchfurcht. Ein solcher Dichter singt, wie ihm seine Geliebte in der Nacht ein Blättchen zuwirft; in der Ungeduld, die süße Botschaft zu lesen, nimmt er einen Glühwurm von der Rose, setzt ihn auf den Brief und liest nun beim Schimmer des Käfers, der langsam und bedächtig zwischen den Zeilen hinkriecht, die heimliche Kunde. In solchem Lichte besangen diese Dichter alles Schöne auf Erden. Man liest nur von „Geistergeflüster", „Sternengeistern", „astralischem Purpurzauber", „elysischem Geistersausen", „magischem Geistergetön", „mitternachtswolkigem Silberblick". Wie die blaue Blume bei Novalis, so spielen auch bei den schwedischen Romantikern die Blumen aller Art eine große, aber oft recht unnatürliche Rolle.

In Finnland fand diese Afterpoesie natürlich auch ihr Echo, aber keine so talentvollen Schüler. Der Herausgeber

einer neuen Zeitschrift „Aura“, Sjöström, galt in Finnland als ein bedeutender Dichter, aber nur weil er das Privilegium der offiziellen Gedichte bei den Universitätsfeierlichkeiten hatte. Er war der ächte Nachbeter der Phosphoristen, was schon die Titel seiner Gedichte bezeichnen: „Träume“, „Goldharfe“, „Des Herzens Heimlichkeit“. Besonders „Des Sanges Seligkeit“ ist charakteristisch für diese Richtung, welche die Kunst für den einzigen Ausdruck der tieferen Lebensmächte betrachtet und die Dichter, ihre Hoffnungen und Träume besingt. Das Gedicht ist eine Parodie auf Goethes unsterbliches Lied: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n“.

Dieses Lied, welches, wenn auch in ahnungsvoller Sehnsucht, in wenigen Strophen die herrlichsten plastischen Bilder von Italiens Natur, Kunst und dem Saumpfad über die Alpen vor den geistigen Blick zaubert, muß bei Sjöström dazu dienen, das ersehnte Blumenthal, die darin schwebenden Engel mit der Elfenstirne und zuletzt den betenden Wanderer, schwelgend in der Seligkeit des Gesanges, zu schildern.

Arwidson, der in der Prosa so unermüdlich für Erweckung der finnischen Nationalpoesie wirkte, wurde in seinen Gedichten diesem Streben ganz untreu. Sein Gedicht „Die Naturtöne“ zeigt, wie die Natursymbolik den ächten Natursinn verdrängt hatte.

Ein Jüngling wandelt mit blassen Wangen, eingesunkenen Augen und sucht der Erde Tiefe und des Himmels Höhe. Er lauscht dem seltsamen Geflüster der Jaspisblumen, die im Berge knospen, den Rosen im Gold- und Silberschmuck, den kalten Blumengefilden im Innersten der Erde und dem ewigen Zwielicht ihrer Nächte. Er glaubt sich von Geisterhänden getragen und hört eine Stimme aus fernen Landen: „geh' hin und sage der Erde Söhnen, was dir eine Welt erzählt, die sie kalt und todt nennen. Für den, welcher uns mit frommem Gebete naht, offenbart sich das Innere der Natur; durch menschliche Forschung werden die Wunder der Erde nicht entdeckt.“ Damit haben wir den poetischen Ausdruck für Schellings „intellektuelle Anschauung“, welche das Erfahrungsstudium der

Natur überflüssig machen sollte. Philosophische Begriffe wurden überhaupt mit der ästhetischen Kritik oft sinnlos verquickt, wie denn ein Kritiker in einer Zeitschrift den Schmied Ilmarinen in der Kalewala als die absolut-subjektive Subjekt-Objektivität auffaßte.

Es war hohe Zeit, daß ein frischer Windhauch in diese schwüle Atmosphäre blies.

Im Jahre 1826 war eine große Gesellschaft beim Erzbischof Tengström versammelt, meistens junge Leute, die sich mit den in Finnland so beliebten Pfänderspielen belustigten. Zuletzt war noch ein Pfand zu lösen, das einem jungen schüchternen Studenten gehörte. Die jungen Mädchen flüsterten untereinander, um ihm eine Aufgabe zu stellen. Eine von ihnen meinte, sie habe den Studenten im Verdacht, daß er heimlich dichte, und gab ihm unter allgemeiner Zustimmung auf, ein Gedicht auf die Sonne zu improvisiren. Dies lehnte er zwar ab, versprach aber in Bälde einen Gesang auf das leuchtende Gestirn zu dichten, das den Finnen im Sommer fast nicht untergeht. Es erschien auch bald in der städtischen Zeitung, und mit diesem Liede war an Finnlands poetischem Himmel eine neue Sonne aufgegangen. Dieser Student war Johann Ludwig Runeberg. Aber nicht bloß seinen ersten poetischen Ruhm sollte er hier finden. Das junge Mädchen, das ihm das Pfand zu lösen gab, war ohne Zweifel dieselbe, welche auch die erste Liebe in seinem Herzen weckte und die er später als Gattin in sein Dichterheim führte. Nicht immer verschlingt sich so anmuthig die Myrte mit dem Lorbeer.

Johann Ludwig Runeberg.

1. Runebergs Bedeutung für Finnland.

Wir haben im Vorgehenden die geistige Heimat Runebergs geschildert, jene tiefe Poesie, welche sich das finnische Volk, mit Hunger und Entbehrung und grausamen Feinden kämpfend, Jahrhunderte lang erhalten hat. Wir sahen, wie Finnland, losgerissen von Schweden, mit dem es Sprache, Gesetz und Bildung verband, sich äußerlich unter die Herrschaft Rußlands beugte, aber um so energischer darnach strebte, seine Nationalität zu wahren. Es ist Runebergs unsterbliches Verdienst um sein Vaterland, daß er am klarsten dieses Recht seines Volkes auf das Leben aufgefaßt hat. Dazu kommt ein Zweites, daß er es in der Sprache gethan hat, welche die aller Gebildeten im Lande war, in der schwedischen, daß er so das locker gewordene geistige Band zwischen Finnland und Schweden wieder festknüpfte, güldene Aepfel in silberner Schale bot und als schwedischer Dichter mit Gejér und Tegnér ein leuchtendes Dreigestirn bildet, einen herrlichen Gürtel des Orion. Arndt hat gesagt: Schweden ist das Land des Lichtes und der Sonne, es hat die metallene Kraft in allen seinen Gewächsen und in den Sehnen und Muskeln der Menschen. Daher ein eigenthümliches Streben nach allem Schimmernden, was sich schon in den tausenden Namen zeigt, wie Gülden-falk, -stein, -adler, -hammer; Silber-schild, -harnisch; Sternen-kranz, -schwert; Lilien-kron, -säule etc.; daher auch eine eigene Art Mystik, die das Ideale weit mehr sinnlich und leiblich gestaltet." So begegnen wir denn in der Volkspoesie überall stolzen Schlössern, goldenen Sälen, schimmernden Rittern. Auch die Kunstpoesie hat diese aristokratische Auffassung des Lebens; das Bewußt-

sein, einem historischen Staate anzugehören, dessen Heere große Siege erfochten auf den Schlachtfeldern Europa's, gab den Sängern ein stolzes Selbstgefühl und eine stolze Sprache.

Ruft doch Tegnér in einem Gedichte, wo er die verschiedenen Sprachen vergleicht, in denen gedichtet worden, von der schwedischen:

Sprache der Helden, des Ruhms, wie edel und männlich dein Wesen,
Rein wie Metall ist dein Klang; sicher dein Gang, wie's Gestirn,
Wähle zur Heimat die Höh', wo Stürme und Donner nur hallen,
Anmut des niederen Thal's ist nicht geschaffen für dich.

Aber eben diese Anmut, und wir können sagen, diese Armut des niederen Thals hat das finnische Volk geliebt. Je weniger es seine Blicke nach des Lebens Höhen richtete, desto wärmer hing es an seinem Haidekraut und der armen Vaterhütte. Aus diesen Quellen hat Runeberg geschöpft, diesem Stoffe hat er die stolze Sprache Schwedens angeschmiegt. Er hat, wie an seinem Grabe gesagt wurde, den Finnen gleichsam ihr Vaterland aufgedeckt, die tausend Seen, die herrlichen Föhrenwälder am Rande des Meeres und auf steilen Granitfelsen, das wehmüthige Lied der Drossel und den Flug des Schneeschuhs auf eisbedecktem Sumpfe. Er streute der Dichtung Goldglanz über die schwachbeleuchteten Schneewehen, auf welchen der Elenschütze dahinjagt mit dem reinen, frischen Herzen unter der Friesjacke, dem Herzen, so rein wie die Luft, die er einathmet. Auf dieser Erde entdeckte er ein Geschlecht, muthig gegen des Frostes Verheerung, muthig die Birkenrinde in das Brod backend und dem hartgeprüften Nachbar das ersparte Saatkorn leihend, den Boden mit seinem Blute tränkend, unbewußt, daß sie Helden waren, nur ihre Pflicht erfüllend, zum Streit ziehend, wie der Landmann zu des Tages Mühe, dem Tod auf dem Schlachtfeld trotzend, wie der Seemann dem Sturm und den Wellen. Das Alles hat er sich zu eigen gemacht, mit wachsamem Auge und klopfendem Herzen darin gelesen wie in einem aufgeschlagenen, lebendigen Buche. Diesem Lob des Finnen gesellt sich das des schwedischen Aesthetikers Nyblom. „Genährt an der stärkenden Brust

der nordischen Natur, hat er zugleich die Ambrosia der griechischen Göttin genossen. Im Studium der Antike lernte er die innere Formvollendung, die immer das rechte Maß zu finden weiß und auch dem Unbedeutenden ein klassisches Gepräge gibt." Dieses Urtheil zu begründen, soll die Aufgabe der nachfolgenden Studie sein. Zuvor aber wollen wir uns vertraut machen mit den einfachen Lebensschicksalen unseres Dichters.

---

2. Lebensskizze des Dichters.

Johann Ludwig Runeberg war geboren am 5. Februar 1804 in Jakobstadt am finnischen Meerbusen. Sein Vater war ein überaus gebildeter und kenntnißreicher Seekapitän, der sich ursprünglich dem geistlichen Berufe gewidmet hatte, aber von unwiderstehlicher Wikingersehnsucht auf's Meer hinausgetrieben wurde und oft, wenn er den Knaben auf den Knieen wiegte, aus seinen alten Erinnerungen in der Domschule ihm römische und griechische Sagen erzählte. Von der Mutter erbte er die Lust zum Fabuliren. Das Kind war so schwach und kränklich, daß es erst im vierten Jahre gehen lernte. Die zärtliche Pflege seiner Mutter und das Gefühl der eigenen Leiden füllten sein Herz mit dem rührendsten Mitgefühl für fremde Noth. Als er schulpflichtig wurde, war große Noth, denn in seiner Vaterstadt war keine ordentliche Schule. Auch andere Väter waren in Verlegenheit. Da verfiel man auf einen guten Ausweg. Man fand eine ältere wackere Dame, welcher man die Knaben anvertraute, und eines schönen Morgens zog diese, von den Segenswünschen der ganzen Stadt begleitet, stolz wie eine Henne mit ihren Küchlein, mit den Jungen nach Wasa, wo dieselben unter ihrer treuen Aufsicht die Schule besuchten. Schon auf der Schulbank mußte Runeberg durch Nachhilfe bei schwächeren Schülern sein Brot verdienen. Dann studirte er an der damaligen Universität Abo

in kümmerlicher Armut. Ein ganzes Semester lang nährte er sich nur von Kartoffeln, und doch gedenkt er in seinem Idylle „Hanna“ dieser Zeit als der schönsten seines Lebens. Nach Beendigung seiner Studien nahm er eine Hauslehrerstelle in dem Kirchspiel Saarijärvi an. Hier betheiligte er sich lebhaft an Jagd- und Fischzügen, härtete sich ab und lernte die düstre Schönheit jener halbwüsten Gegend und das Volk kennen, die er so treffend geschildert hat. Nach einigen Jahren kehrte Runeberg nach Abo zurück, vertiefte sich in klassische Studien, wurde 1829 Magister, siedelte nach dem Brande der Stadt mit der Universität nach Helsingfors über und veröffentlichte 1820 ein Heftchen Gedichte, das er dem berühmten Landsmann Franzén widmete, der ihm eine große Zukunft als Dichter verhieß, dann eine Sammlung von ihm übersetzter serbischer Volkslieder und „Das Grab in Perrho“, welches die schwedische Akademie mit dem zweiten Preise krönte. Trotz dieser Erfolge wollte er sich nicht ausschließlich der Poesie widmen, denn wenn auch Goethe singt:

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet,

so sagte Runeberg oft zu jungen Anfängern: „Auch der Vogel braucht einen grünen Zweig, auf dem er sitzt und singt“.

Seit 1830 war Runeberg Amanuensis am Konsistorium der Universität und Privatdocent der römischen Literatur, führte seine Braut heim und sah bald sein Haus als Sammelplatz aller gebildeten und patriotischen Bewohner der Stadt. Hier schloß er innige Freundschaft mit Lönnrot, dem Sammler der Kalewala, und übersetzte manches finnische Volkslied in's Schwedische. Im nächsten Jahre veröffentlichte er sein großes Idyll „Die Elenschützen“ und begründete das Morgenblatt, in das er mit vollen Händen Gedichte, Rezensionen, Parodieen, ästhetische und literarische Aufsätze, didaktische Betrachtungen, Fragmente eines Romans, komische Gedichte, Fabeln und Anekdoten streute, und so eine erstaunliche Fruchtbarkeit und überströmende Jugendlust verrieth. Das letzte in Helsingfors veröffentlichte Werk ist sein Idyll Hanna, das er seiner Jugend-

liebe widmete. Im Jahre 1837 trat Runeberg eine Stelle als Lektor am Gymnasium in Borga an, wo er keinen so weiten Wirkungskreis mehr beherrschte, aber dafür an innerer Sammlung gewann. 1841 veröffentlichte er das Epos „Nadedscha", ein Idyll „Weihnachtsabend", ein Epos „König Sjalar" und dann den ersten Theil seines Meisterwerks „Fähnrich Stahl's Erzählungen". Im Jahre 1857 legte er seine Stelle nieder, um sich ganz der Poesie zu widmen, gab ein Psalmbuch heraus, ein Lustspiel „Kann nicht" und das Trauerspiel „Die Könige auf Salamis". Kurz nach dem Erscheinen dieses Werkes traf den rüstigen Mann am 19. Dez. 1863 ein Schlaganfall, der ihn noch 13 Jahre lang an's Krankenzimmer fesselte, aber den ungebrochenen Geist nicht hinderte, wenn auch nicht Neues zu schaffen, doch mit offenem Blicke die Bestrebungen seiner jüngern Sangesgenossen zu verfolgen. Wie er, der die freie Natur so unsäglich geliebt, sie nicht mehr mit flinkem Fuße durchwandern konnte, sondern seine einzige Freude darin fand, die Blumen im Garten blühen und die Sperlinge flattern zu sehen, denen er täglich Futter streuen ließ, so mußte er sich damit begnügen, statt sein Volk mit eigenen Schöpfungen zu überraschen, neidlos und verständnißinnig die Erfolge jüngerer Dichter zu begrüßen, deren geistiger Mitarbeiter er immer blieb.

Seine Brust schmückten die höchsten schwedischen, dänischen und russischen Orden. Am meisten ehrte ihn die große goldne Medaille, welche ihm die schwedische Akademie verlieh, obgleich er sich durch keine eigene Arbeit darum beworben hatte, ja diese Körperschaft kurz zuvor durch eine beißende Kritik verletzt hatte. Gerade der Dichter, den er am heftigsten gegeißelt, Bernhard von Beskow, schickte ihm das Ehrenzeichen mit den ehrendsten und liebenswürdigsten Worten. Aus diesem seltenen Akte von Selbstverleugnung entwickelte sich ein inniges Freundschaftsbündniß, das die beiden Dichter jährlich am bestimmten Tage durch Austausch poetischer Xenien neu besiegelten. So hatte einst Schiller an Körner von Goethe geschrieben: „ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder

von Herzen lieben", eroberte dann Goethe's Herz durch jenen Geburtstagsbrief, wo er mit freundlicher Hand die Summe seiner geistigen Existenz zog, woraus jene herrliche Freundschaft entstand, welche Goethe nach dem frühen Tode des jüngeren Genossen den Klageruf entriß: „Ich habe die Hälfte meines Daseins verloren."

Von seinen langen Leiden erlöste Runeberg nach vierzehn Jahren der Tod, nachdem sein sehnlichster Wunsch, noch einmal den Duft frischer Maiblumen einzuathmen, in Erfüllung gegangen war.

Von seinem großartigen Begräbniß habe ich schon erzählt und wie zwei Völker sich um den Dichter streiten. Ein Jahr darauf rief Nyblom am Schlusse seiner Gedächtnißrede aus: „Ja, du altes, vielgeprüftes Finnland, wahre in deinem mütterlichen Schoße deinen großen Sohn, der in den Tagen der Prüfung und langsamer, aber sicherer Entwicklung als dein geistiger Herrscher auf seinem Dichterthrone saß. Wahre sein unvergängliches Gedächtniß, wie wir in unserem Lande geloben, ihn zu lieben und zu ehren als einen weisen Vater und treuen Helfer gegen des Lebens drückende Sorgen. An seinem Grabe reichen sich Finnland und Schweden die Hand und als alte Pflegbrüder geloben wir sein Gedächtniß hoch und heilig zu halten als unser letztes gemeinsames Heiligthum."

Nach dieser kurzen Lebensskizze wenden wir uns zu den dichterischen Schöpfungen. Ich kann das Meiste nur andeuten, und wo ich den Dichter selbst reden lasse, geschieht es in einer mangelhaften Nachbildung, die der Arbeit des Sammlers gleicht, welcher den Falter mit der Nadel spießt oder die Blume im Herbarium trocknet, so daß der Blütenstaub auf den lebendigen Schwingen oder den duftenden Blättern erbarmungslos verfliegt.

3. Runebergs Eindrücke im innern Finnland.

Die ersten, aber tiefsten Eindrücke erhielt Runeberg, wie schon gesagt, während seines Aufenthalts in Saarijärvi, wo er auch den alten Krieger, den Fähndrich Stahl, kennen lernte, dessen Erzählungen ihn später zu seinem Meisterwerke begeisterten.

Betreten wir nun an der Hand des Dichters und einiger Reisenden dies seltsame Land. „Es ist ein unendlicher Unterschied, sagt Runeberg in seiner Schilderung des Kirchspiels Saarijärvi, zwischen der Meeresküste Finnlands und dem Innern. Dort reiht sich Dorf an Dorf, Hof an Hof, im Innern kann man meilenweit gehen, ehe man auf eine Hütte trifft, die gewöhnlich am Abhang einer riesigen Haide hängt oder an einem halbversteckten Sumpfe liegt. Das Meer, so gewaltig es ist, trägt selten das Gepräge der Göttlichkeit. Nur in der unermeßlichen Stille ahnt der Sinn das Unendliche. Wird es vom Sturm aufgewühlt, so verwandelt sich der Gott in einen Riesen und der Mensch betet nicht mehr an, sondern rüstet sich zum Kampfe. Der Mensch aber ist das Spiegelbild seiner Umgebung und reflektirt in allen Kundgebungen seiner Seele die Strahlen, die er eingesogen. Deshalb liebt ein lebensfrisches, kühnes Gemüth den Meeresstrand. Nichts dagegen kann dem Gemüth mehr imponiren, als die Tiefe der unermeßlichen Wildnisse. Man wandert da wie auf Meeresgrund in ununterbrochener einförmiger Stille und hört nur hoch über sich den Windhauch in den Wipfeln der Tannen oder in den wolkenhohen Kronen der Föhren. Hie und da trifft man wie einen Niedergang zur Unterwelt einen Waldsee, zu dessen jähabstürzendem, baumumwachsenen Bett kein Windhauch sich verirrt und dessen Spiegel nie von etwas Anderem gekräuselt wird als dem Spiel eines Haufens Eichhörnchen oder dem Schwimmen eines einsam jagenden Tauchers. Ein Himmel wölbt sich tief unter den Füßen, stiller als der über unserem Haupte; man fühlt sich wie von Geistern umgeben. Ein anderes Mal hört

man das Murmeln eines Waldbachs. Man glaubt sich ganz nahe und sieht doch nichts als die haidekrautbewachsene Sandhaide oder Föhren, Stamm an Stamm gereiht. Erst wenn man an den Rand der Haide gelangt, sieht man einen Schimmer der glitzernden Welle durchs Laubwerk. Faßt man, um sich beim Niedersteigen zu halten, mit der linken Hand die Wurzel einer Birke, so kann man sich mit der rechten auf die höchsten Zweige einer andern stützen. Naht man dem Bache, so sieht man über sich nur eine Handbreit Himmel, um sich her ein undurchsichtiges Gewebe von Laub und Zweigen.

Tritt man nach langem Wandern durch die Wälder auf die Haide hinaus, so erstrecken sich wie durch Zauber in wechselvollem Bilde vor dem Auge Sumpf an Sumpf mit laubreichen Inseln und Spitzen, Wasserzüge, Felder und Hügel. Erstaunlich sind die wechselnden Massen von Licht und Dunkel, die man mit einem Blicke umfaßt, von den nächsten schwarzen Tannen im sumpfigen kleinen Thale bis zum Fichtenwalde, der sich darüber erhebt, und den Birken, die wie ein Kranz Fuß und Abhang des Berges umgeben, der Alles überragt. Noch schöner erscheint das Bild, wenn der Sonnenschein an einem Sommertage, in den Wolken sich brechend, in beständigen Nüancen darüber spielt.

Theodor Mügge schreibt: „Finnland ist die verlorene Tochter des Meeres. Alte Lieder nennen es eine Insel und es gab eine Zeit, wo die Wogen des Oceans darüber hinrauschten. Das ganze Land besteht aus Granit; wo er nicht zum Felsen aufsteigt, liegt er unter den verwitterten Wäldern und wo sich in den tiefen Steinschalen nicht das Wasser zum See gesammelt hat, da liegt der Sumpf darauf, der nicht austrocknen kann, weil der harte Fels kein Wasser in den Erdboden dringen läßt. In den Sümpfen sind die Nadeln der Fichten fast ebenso schwarz wie das fettig aufquellende Moor, in welches diese rauhen, krüppelhaften Wesen sich eingesenkt haben. Verkümmert unter Schlingpflanzen und langen dürren Moosgewinden stehen sie wie Greise von unheimlicher Gestalt und Farbe, oder verbergen ihre todten Leiber unter dem Sumpfwasser,

das über sie hinfließt und sie zernagt. Aus den Dünsten, welche diesem Boden entsteigen, werden nach und nach Nebel, die ein graues dampfendes Meer bilden, aus dem die bärtigen Bäume und Steinkuppen sich gespensterhaft bleich leuchtend erheben. Oft bieten diese Wälder und Sümpfe auch liebliche Bilder. Die Waldwiesen, vom Sonnenglanze überstrahlt, bilden tiefgrüne Flächen mit mancherlei Blumen durchstickt; die starre hochstämmige Tanne, die buschige Fichte, die duftende Kiefer schaffen einen schönen Gegensatz zum tiefen Blau der Seen und zum hellen Grün der üppigen Wiesen. Oft verdeckt die Moosbeere mit ihren immergrünen Blättchen und zahllosen weiß und roth gesprenkelten Beeren den trüben Sumpf."

Es mag etwas Erhebendes haben, wenn man die Waldeinsamkeit durchzieht und hört nur hie und da den heiseren Schrei eines Raubvogels oder ein Birkhuhn, ein Auerhahn fliegt auf, ein Fuchs oder ein Vielfraß schleicht leise durch die öden Rodungen, oder wenn man im Winter auf leichtem Schlitten den duftenden, dunkelgrünen und glänzend weißen Wald durchfliegt, wenn flimmernde Sterne oder des Nordlichts Schein durch die schwarzen Wipfel der Bäume hindurchleuchten. Es läßt sich wol süß träumen über den stillen Sümpfen, wie Lenau in seinen schönen Schilfliedern:

Weinend muß der Blick sich senken,
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet; —

aber etwas Anderes ist es, diesen Wäldern und Sümpfen das tägliche Brot abzugewinnen in immer neuer, oft bitter betrogener Arbeit. Treten wir mit Runeberg in eine der Hütten, die zerstreut, oft Meilen weit auseinander liegen. Boden und Wände, zusammengefügt aus unförmlichen Fichtenstämmen, sind kohlschwarz von dem beständigen Rauche, der wie eine schwarzgraue Wolke darüber hängt, die selten ein Sonnenstrahl oder ein Stern durchschimmert. Statt der Fenster nur Luftlöcher. Auf dem riesigen Herde lodert die Flamme, von groben Tannenscheitern genährt, und wirft überall hin ihren rothen

Schein, der durch die in Fugen des Gebälkes eingeklemmten brennenden Späne noch vermehrt wird.

In diesem Raume, durch keine Zwischenwand getrennt, lebt der Hausherr mit der ganzen Familie, ja selbst mit den Hausthieren friedlich vereint, die Frauen am schnurrenden Spinnrad oder am Backtrog, die Männer Schlitten zimmernd oder Schlittschuhe schneidend, der Großvater Späne schnitzelnd, am Feuer der Insasse oder ein Bettler. Kinderschaaren spielen umher, deren Geschrei mit dem Zirpen der Heimchen und dem Gackern der zahlreichen Hühner wetteifert; gleich bei der Thüre steht das Pferd an seiner Häckselkrippe.

Schrecklich ist oft die Armut in diesen Häusern. Fast in allen wird das Brot größtentheils aus Birkenrinde gebacken, mit der Axt zerschlagen und in dünner Milch erweicht. Das Wort: er hat das ganze Jahr unvermischtes Brot, heißt dort so viel als: „er ist steinreich“. Der einzige Luxus des Finnen ist seine Badestube neben der Hütte. Der untere Theil ist aus Steinen zusammengefügt, welche bis zum Erglühen erhitzt werden; dann wird Wasser darauf gegossen, bis eine Dampfwolke die im obern Theile auf Brettern liegenden Personen einhüllt, die sich mit belaubten Birken peitschen und dampftriefend hinausstürzen, um sich im kalten Mantel des Schnees oder auf dem nassen Grase zu wälzen.

Und welche Arbeit verrichten sie! Im Sommer pflügt der Finne einen undankbaren Boden, der oft seine Hoffnung täuscht. Er haut die Bäume nieder, verbrennt sie und besäet das durch die Asche gedüngte Land. Die Sümpfe, worin Zwergbirken, Weidenarten, Wassergewächse gedeihen, durchzieht er mit Gräben, dann wird das darin wachsende Holz gefällt, angezündet und der Roggen gesäet. Aber gar oft reißen die Ueberschwemmungen die Saat weg, oder überzieht im August dickes Eis die Aehren.

Im Winter, wenn der tiefe Schnee Brücken über alle Seen und Schluchten schlägt, Wege über die Sümpfe baut und eine dicke Kruste bekommt, schnallt der Finne die zehn Fuß langen Bretter, die mit Seehunds- oder Fischotterfell überzogen sind, an die Füße und läuft über die tiefsten Schluchten und

die höchsten Abhänge. Der Schnee, den er überschreitet, liegt oft 20—30 Fuß hoch, denn alle Tiefen sind vollgeweht. Auf den bloßen Beinen würde er einbrechen, aber blitzschnell fliegt der Schneeläufer über die glatte Ebene und steigt mit Hilfe seines Spießes und des stachlichten Felles unter seinen Sohlen steile Höhen hinauf.

Jeder finnische Mann ist Jäger und Fischer. Er fährt mit seinem leichten Nachen bis an den fischreichen Niedersturz der Fälle. Dabei ist er Schuhmacher, Maurer, Schmied in seinem Hause, denn er muß Alles selbst besorgen. Er ist langsam, gleichmüthig, einsylbig und geduldig. Die Armut hat ihn gezwungen, in sich selbst einzukehren. Alle Kraft seines Wesens geht nach innen, aber sobald er in andere Verhältnisse kommt, bricht die verschlossene Kraft mit Macht heraus. Er ist ungemein hartnäckig und eigensinnig, aber er bleibt unerschütterlich bei seinem Vorsatz und erfüllt treu sein Versprechen.

---

4. Die Elenschützen.

In diese Welt hat sich nun Runeberg hineingelebt mit voller Seele; in den Gedichten, die er in diesen Wäldern geschaffen, hat er dieser Natur ein bleibendes Denkmal gesetzt, besonders in den „Elenschützen", einem Idyll in zehn Gesängen, worin er freilich die ärmlichen Verhältnisse, die er in seinen prosaischen Schriften unverhüllt aufdeckt, poetisch verklärt. Hier zeigt er uns den Finnen im Feierkleid und in der Festtagsstimmung. Das Gedicht beschreibt zwei freudige Ereignisse, eine Elenjagd und eine Verlobung. Vortrefflich wird uns hier das häusliche Leben in allen seinen Einzelnheiten mit homerischer Einfachheit und Anschaulichkeit geschildert, sowie die Menschen in ihrer lebensvollen, schlichten, treuherzigen Art, wozu ein Haufen russischer Kaufleute aus Archangel, die ihre Waaren feilbieten, einen humoristischen Gegensatz bildet.

Die Jagd, wo die Schützen auf ihren Schneeschuhen da-

hineilen, wie flüchtige Wolken, und gleich Schneegänsen, die vom Norden kommend sich durch Zuruf ermuntern, einander Erlebnisse aus dem Kriege oder früheren Jagden erzählen, wie dann die tannenbewachsene Insel, die Freistatt der Elche, umstellt wird, die Schlittschuhläufer eine Treibjagd veranstalten, während die eigentlichen Schützen auf dem Anstand lauern, das wird Alles ebenso anschaulich geschildert, als das lustige Treiben der Russen, die in der Hütte schwatzen, „als ob die Funken sprühen, wenn die alte Insassin der Katze den Rücken streicht.“ Welcher Gegensatz zwischen dem jungen, trunkenen Tobias, der plötzlich auf dem Herrenhofe vor der blühenden Hedda seinen Ranzen ausschüttet und ihr alle seine Schätze anbietet um einen einzigen Kuß, seinen Bruder als Freiwerber schickt, der aber nur die Schönheit und die Tanzfertigkeit des Tobias zu rühmen weiß, mit seinem Reichthum prahlt, seine rothen, gelben und blauen Banknoten in die Luft streut, und nachdem das Mädchen sich unwillig entfernt, sie sorgsam wieder aufliest und mit Inbrunst an die Lippen drückt, welcher Gegensatz zu dem Sinnen Petrus, der auch nach finnischer Sitte für seinen verwittweten Schwager Mathias bei demselben Mädchen wirbt, bedächtig sich vor sie hinsetzt, langsam seine Pfeife stopft und anzündet, ihr im Namen seines Schwagers ein seidenes Tuch verehrt und nach dieser captatio benevolentiae plötzlich damit herausplatzt: aber nicht bloß dieses Tuch, sondern sich selbst biete der Schwager ihr an, worauf er in behaglicher Ruhe ihr dessen Wohlstand auseinandersetzt. An die Hochzeitsgesänge der Kalewala erinnert das Verlobungsfest. Der Vater der Braut tritt nach langem Sinnen vor die Verlobten; zum Bräutigam sagt er, er solle sein Vertrauen nicht bloß gründen auf die Fluren des Hofes, sich nicht mehr bekümmern um den Verlust eines Gutes, als er sich über dessen Erwerb gefreut, er soll seine Frau hüten und Rechenschaft von ihr ablegen, wie von seinem eigenen Augapfel; die Frau gleiche dem zarten Bast, der das Faß umschlinge, sobald man ihn zerstöre, springe Daube um Daube und das Faß verspritze sein edles Naß. Die Braut ermahnt er zur Geduld. Wenn

der Mann zürne, so solle sie der Birke gleichen, die ihr Haupt vor dem Windhauch beuge und geduldig der Abendstunde harre, wann die Stürme ruhen.

Ganz besonders schön ist die Gastfreundschaft des Finnen geschildert. Der Insasse und der Bettler gehören zum Inventarium seines Hauses. Ersterer ist gleichsam die zweite Schwalbe des Heims. Er besorgt das Feuer und dafür hat er das Recht auf Wohnung und oft auf Nahrung für sich und die Seinigen. Wenn er Fische fängt oder ein Wild schießt oder ein Stück Wald schwendet, um Rüben zu säen, so ist es zu seinem eigenen Besten. Kann er sich eine Kuh anschaffen, so lebt diese in demselben Stalle, wie des Hausherrn Kühe und ist eine ebenso privilegirte Bewohnerin in ihrem Verschlag, als der Eigenthümer in seiner Ecke der gemeinsamen Stube. Gewiß ein schönes Zeichen für den edlen Sinn des Finnen, daß er gegen einen so geringen Gegendienst, als die Bewachung des Feuers, sein enges Gemach und oft seine knappe Kost mit seinen brot- und obdachlosen Landsleuten theilt. Ebenso untrennbar von dem Bilde eines finnischen Haushalts ist die Gestalt des Bettlers. Der Bettler wird in Finnland nicht als Empfänger eines Almosens, sondern wie bei Homer als Gast behandelt. Er kommt oft mit Frau und Kind, ißt und schläft in dem Hause, scherzt mit den Hausgenossen und seine Kinder spielen mit den Kindern des Hauses. Auch in den „Elenschützen" zieht sich diese Bettlergestalt durch alle Gesänge.

Früh Morgens wird Petrus geweckt durch das Zanken eines Insassen, der dem Bettler Aaron, welcher beständig das Epitheton „der Geehrte" führt, den Platz am Ofen nicht gönnen will; Petrus ruft dem Schmollenden das schöne Wort zu:

„Auch mit dem Bettler ist Gott und schützt seine Ruhe am Ofen."

Nachmittags erzählt der Bettler, nachdem man ihm die Badstube überlassen und sein Gewand gewaschen, die erschütternde Geschichte, wie er aus einem begüterten Manne durch Mißwachs in's Elend gestürzt worden, und wird von der gerührten Wirthin fast festlich bewirthet. Der Mann kehrt heim, um die Seinigen zum Verlobungsfeste abzuholen. Auch der

Bettler will nach dem Herrenhof, weil er dort reichliche Ernte hofft, aber Petrus duldet nicht, daß er den weiten Weg zu Fuße mache; das wäre eine Schande für ihn bei allen seinen Nachbarn; sein kräftiger Sohn könne auf den Schneeschuhen hineilen, Aaron solle mit im Schlitten fahren. Und das ist Regel in Finnland. Ist der Bettler schwach und hinfällig oder hat er ein krankes Weib oder Kind bei sich, so spannt der Bauer sein Pferd ein und führt ihn zum nächsten Hofe. Auf dem Herrenhofe selbst erhält das Verlobungsfest seine ächte Weihe durch den schönen Abschluß, daß der Besitzer den siebzigjährigen Bettler zu seinem Feldhüter ernennt, der nun mit Thränen in den Augen ausruft: „Jetzt habe ich ein Heim, wo ich leben kann. Ich bin kein Fremdling mehr im Hof des Lebens und des Todes. Wenn einmal Einer vor meinem Grabe steht, wird er sagen: hier ruht Aaron, der Alte vom Herrengut; der Sumpf ertönt nicht mehr von seinem Morgenlied, seine Geige klingt nicht mehr in der Stube, aber der Alte ruht hier im Frieden."

5. Lieder der Resignation.

Am meisten hat Runeberg die Saiten im Herzen seiner Landsleute getroffen mit dem viele seiner Gedichte durchzitternden Gefühl, das in aller Finnen Seele lebt und den Grundton ihrer Lieder bildet, durch das Gefühl tiefer Resignation, jene Kraft, die den Finnen immer wieder treibt, den erfrorenen Acker neu zu pflügen und alle seine Prüfungen zu ertragen, ohne zu murren und sich gegen sein Schicksal aufzubäumen. Mirabeau konnte einst ausrufen: „Geduld, Tugend der Esel"; dieses Wort hatte ein historisches Recht; wenn aber Lanfrey, der Geschichtsschreiber Napoleon's I. sagt: „Die Resignation ist die Niederlage der Seele," so dürfen wir mit Bezug auf die Finnen den Spruch umkehren und sagen: „Die Resignation ist der Sieg der Seele".

Runeberg als Dichter war es leichter, als dem armen, ungebildeten Bauer, sich unter das Schicksal zu beugen, denn er konnte sich in das ewig freie, lichte Reich des Idealen retten, wenn die zuckende Seele im rauhen Leben zu verbluten drohte, wie er selbst so schön in seinem Gedichte an den Gedanken sagt:

Leicht und frei zu Wolken dringen
Sieh das Vögelein vom Baum;
Du auch hast ja deine Schwingen
Und zum Flug den weiten Raum.

Klage nicht, daß an der Scholle
Du gefangen ewig klebst,
Da du leicht wie Licht und Vogel,
Freier noch als Beide lebst.

Ist es froh auf Erden, weile
Unter ihren Freuden du,
Ist es traurig, eile, eile
Dann den höhern Welten zu.

Wie manchen Trost hat er den Leidenden geschenkt, wenn er tief aus der Seele seines entsagungsvollen Volkes spricht.

Ein Greis kehrt nach vielen Jahren zurück in seine Heimat. Er findet Alles wie es in seiner Jugend war; aber er selbst ist nicht mehr derselbe. Er versteht nicht mehr das Murmeln des Baches, die Zwiesprache der Blumen; seine Stirne ist schwer vom Schnee des Alters, sein Herz ist matt und sehnt sich nach dem Tode. Aber er fordert nicht mehr, was er verloren hat, von seiner Heimat zurück; nur ein Grab will er, bei dem eine Quelle murmelt und eine Pappel wächst. Da will er ruhn im stillen Schooße der Erde und träumen unter den Blumen, die aus seiner Asche wachsen, wie er als Kind geträumt.

Der Bursche sucht mit scharfem Stahle die Birke niederzuhauen, aber sein Arm ist schwach geworden, seit er nur klares Wasser trinkt und Fichtenrinde in sein Brot backen muß. Er möchte gerne einen Dienst in der Stadt, wo er reines Roggenbrot bekäme und sogar ein wenig Lohn dazu.

Dann aber fragt er, ob in der Stadt auch Föhren auf der Haide wachsen und hohe Felsen sich im Bergsee spiegeln, das heimlich rufende Waldhorn von Lust und Leid erklingt.

Der Wind treibt ohne Schatten fort
Die Wolk' zum Spiele bloß,
Und ohne Freund und Heimatsort,
Was ist des Menschen Loos?
Zu Gott des Volkes Flehen dringt,
Er stillt des Landes Noth,
Vielleicht die nächste Ernte bringt
Im Herbst uns bessres Brot.

Das verlassene Mädchen, das wie Ophelia am Bache Blumen sucht zum bräutlichen Kranze, hat sich einen andern Geliebten gewählt, als den Treulosen:

Einen andern Schatz ich wähl',
Der nicht so leicht mir betrüget die Seel',
Der mich nicht küsset zur Maienzeit,
Wenn sie vorüber, fortwandert weit.

Komm' o Tod, nimm mein Herze nun,
Laß mich an deinem schon heute ruh'n,
Ist deine Braut auch von Thränen blind,
Ob meine Wangen auch düster sind,
Ist deine Rose auch nimmer roth,
Tod, o komme, komm' süßer Tod.

Der Schwan singt sein letztes Lied, aber er klagt nicht, daß alle seine Lust vorbei ist. Was in Schillers Gedicht „Des Mädchens Klage" ein Weheruf ist aus zerrissenem Herzen, friedlos und ohne Versöhnung,

„Ich habe gelebt und geliebet,"

das wird dem Schwane zum Troste:

Und währet hier mein Lebenstraum
Auch kein Jahrhundert lang,
Hier hab' ich geliebet im Wellenschaum,
In Nordens Lenz ich sang.

Erinnert dieses Lied nicht an Rückerts unsagbar schönes Gedicht: „Die sterbende Blume", die, nachdem sie geklagt, daß sie spurlos verwehe, doch zuletzt sich tröstet:

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blüh'n im Feld,
Wie die Stern' auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch
Und er soll kein Seufzer sein,
Einen Blick zum Himmel hoch
Und zur schönen Welt hinein.

Am allerbezeichnendsten für diese Poesie der Resignation ist das Gedicht: Pavo.

Hoch auf Saarijärvis Sandhaid' wohnte
Bauer Pavo auf dem kalten Hofe
Und bebaut' den Grund mit fleiß'gen Armen,
Doch vom Herrn nur hoffte er das Wachsthum.
Und er wohnte dort mit Weib und Kindern,
Aß sein Brot im Schweiß des Angesichtes,
Baute Dämme, trieb den Pflug und säte. —
Kam der Lenz, es schmolz der Schnee des Ackers,
Doch er schwemmte fort der Saaten Hälfte. —
Kam der Sommer — brachte Hagelschauer,
Die der Aehren Hälfte niederschlugen —
Kam der Herbst, der Frost nahm, was noch übrig.

Pavos Weib zerrauft' das Haar und sagte:
„Pavo, Pavo, unglücksel'ger Alter,
„Nimm den Stab, denn Gott hat uns verstoßen,
„Schwer ist betteln, doch noch schwerer hungern" —

Pavo nahm der Gattin Hand und sagte:
„Prüfen will der Herr uns, nicht verstoßen,
„Misch' zur Hälft' in's Brot die Birkenrinde,
„Ich will graben zweimal so viel Dämme,
„Doch vom Herrn erwart' ich nur das Wachsthum."
Und die Gattin mischt' in's Brot die Borke,
Und der Greis grub zweimal soviel Dämme,
Trug ein Schaf zu Markt, kauft' Korn und säte.
Kam der Lenz, es schmolz der Schnee des Ackers,
Doch er schwemmte fort der Saaten Hälfte,
Kam der Sommer, brachte Hagelschauer,
Die der Aehren Hälfte niederschlugen,
Kam der Herbst, der Frost nahm, was noch übrig.

Pavos Weib zerschlug die Brust und sagte:
„Pavo, Pavo, unglücksel'ger Alter,

„Laßz uns sterben, Gott hat uns verstoßzen,
„Schwer ist sterben, doch noch schwerer leben."

Pavo nahm der Gattin Hand und sagte:

„Prüfen will der Herr uns, nicht verstoßzen,
„Mische doppelt in das Brot die Borke,
„Ich will graben doppelt große Dämme,
„Doch vom Herrn erwart' ich nur das Wachsthum."
Und die Gattin mischt' in's Brot die Borke,
Und der Greis grub doppelt große Dämme,
Führt' die Kuh zu Markt, kauft' Korn und säte.
Kam der Lenz, es schmolz der Schnee des Ackers,
Aber diesmal schwemmt er nicht die Saat fort,
Sommer kam, er brachte Hagelschauer,
Aber diese schlugen nicht die Aehren,
Kam der Herbst, der Frost verschont' den Acker,
Läßt der Ernte Gold des Schnitters harren.

Da fiel Pavo auf die Knie' und sagte:
„Prüfen will der Herr nur, nicht verstoßzen."

Und die Frau fiel auf die Knie' und sagte:
„Prüfen will der Herr nur, nicht verstoßzen."

Doch mit Freuden sprach das Weib zum Greise:
„Pavo, Pavo, greife froh zur Sichel,
„Nun ist's Zeit, zu leben frohe Tage,
„Nun ist's Zeit, die Borke fortzuwerfen
„Und aus Roggen nur das Brot zu backen."

Pavo nahm der Gattin Hand und sagte:

„Weib, sieh, das geschah, um uns zu prüfen,
„Ob wir lassen unsern Nächsten darben;
„Back' zur Hälfte in das Brot die Borke,
„Denn erfroren steht des Nachbars Acker."

In diesem *einen* Gedichte liegt die ganze Leidensgeschichte des finnischen Volkes, sein Ringen und Hoffen bei der Arbeit, sein Gottvertrauen, sein stilles Entsagen, sein Leidensmuth, aber auch seine treue tiefe Barmherzigkeit.

---

6. Idyll und Epigramm.

(Serbische Volkslieder.)

Dieses letzte Stück gehört zu einer Reihe von Gedichten, welchen Runeberg den Titel „Idyll und Epigramm" gegeben hat. Idyll heißt ein Bildchen, und soll in kleinem Rahmen ein Natur- oder Sittenbild, ein Stimmungsbild geben; es ist dasselbe, was in der Malerei ein Genrebild; Epigramm aber bezeichnet hier keine beißende Satyre, sondern ein inhaltreicher Gedanke soll an einem bestimmten Gegenstand in treffender Kürze dargestellt werden. Die Bedeutung entspricht so ganz der Lessing'schen etymologischen Erklärung. Der Dichter bietet uns also nicht, wie der Titel nach dem landläufigen Sinne vermuthen lassen könnte, etwa eine duftend frische Rose, die Einen mit verstecktem Dorne ritzt. Diese Art Gedichte wurde Runeberg eingegeben durch seine Uebersetzung serbischer Volkslieder, die er im Jahre 1814 zuerst veröffentlichte. Wie Goethe und Grimm sie freudig begrüßten, so mußte auch Runeberg lebhaft von ihnen angezogen werden, da sie den finnischen so nahe verwandt sind. Auch sie wurden vom warmen Munde des Volkes aufgenommen, waren unter hartem Drucke in feindlichem Klima der einzige Trost der Serben. Es war vergeblich, nach dem Namen des Verfassers zu fragen: blinde Greise sangen sie aus dem Gedächtniß; die Liederfülle war der Besitz eines ganzen Volkes. Auch sie sind reimlos, aber in den Vokalausgängen sind lauter Reimesknospen, die zuweilen völlig aufblühen. Die Eingänge und Mittelsätze kehren immer wieder; es darf bloß eine Saite berührt werden, so fallen die andern wieder mit ein. Der Satz wird durch Frage und Antwort umschrieben; man schickt Fragen nach Gegenständen voraus, die dem gedachten ähnlich sind, verneint dieselben und gibt dann erst den rechten an, wie z. B. in dem von Goethe übersetzten „Klaggesang:"

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wol, oder sind es Schwäne?

Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen,
Wären's Schwäne, wären weggeflogen,
Ist kein Schnee, auch sind es keine Schwäne,
S'ist der Glanz der Zelte Asan Aga.

Jakob Grimm gebraucht hiefür das schöne Bild: „Wie sich der auffliegende Vogel erst einigemale im Kreise dreht, so läßt sich diese Poesie, nachdem sie eine Weile über ihrem Gegenstande geschwebt, plötzlich sanft auf ihn nieder."

Die Lieder werden eingeleitet durch eine Naturschilderung, welche, wie die Abendstrahlen eine Landschaft, das Folgende in einen eigenen Schein bringen oder einen Laut anschlagen, der nachher leise mitzieht durch das ganze Lied, wie z. B. im deutschen Volkslied:

„Ich hört' ein Sichelin rauschen, ja rauschen durch das Korn,
„Ich hört' eine feine Magd klagen, die hatte ihr Lieb' verlor'n" —

zum Voraus das wehmüthige Niedermähen der Liebeshoffnung ausgedrückt wird.

So im serbischen Liede:

Ueber's Feld hin trug der Wind die Rose,
Trug sie nach dem Zelte hin des Ranko,
Dort wo Ranko und Milizza saßen —

gewährt das Forttragen und Niederfallen der Rose auf der Liebesstätte ein heimliches Bild von Feldeinsamkeit.

Thiere und Pflanzen zieht diese schuldlose Poesie ins Gespräch der Menschen, damit sie ihr volles Herz ausschütten vor der stillen und getreuen Natur:

Rößlein grast auf thauig grüner Waide,
Grast ein Veil'chen, läng're Weile lauscht es,
Was das Mädchen spricht zur Mutter.

Ein Mädchen grüßt die Haselstaude und wird von ihr gewarnt. Durch die Sterne läßt der Knabe dem Mädchen sagen: „Stirb, o Liebchen, spät am Samstag Abend, früh am Sonntag will ich Jüngling sterben." Eine Schlacht soll beschrieben werden: zwei schwarze Raben mit blutigrothen Schnäbeln lassen sich im Hofe der Hinterbliebenen nieder und erzählen den Hergang. Zwei Liebende werden begraben. Durch die Erde schlingt man ihre Hände in einander und legt grüne

Aepfel hinein. Des Liebsten Grab entsprießt eine grüne Kiefer, dem des Mädchens eine rothe Rose, die sich um die Kiefer windet.

Alle diese eigenthümlichen Züge der serbischen Volkslieder, auf welche in Deutschland besonders Jakob Grimm hingewiesen hat, finden sich wieder in Runebergs „Idyll und Epigramm", der schönen heimatlichen Frucht seines Sichversenkens in die Poesie des so entlegenen Volksstammes. Ich will hier nur einige theils wörtlich, theils im Auszuge mittheilen:

Schmerz und Freude wohnten
Beide mir im Herzen,
Schmerz in einer Kammer,
In der andern Freude.
Unversöhnt geschieden
Herrschet bald die eine,
Bald die andre einsam.
Als die Liebste einzog,
Oeffnet sie die Thüre
Und vereinigt Beide,
Denn mein Schmerz ist Wonne,
Meine Freude Wehmuth!

Dieses kleine Gedicht stand im ersten Hefte der „lyrischen Gedichte", leitet aber mit seiner anmuthigen Pointe auf die folgenden über.

1.

Mädchen kehrte heim von ihrem Liebsten,
Kam mit rothen Händen; sprach die Mutter:
„Wie so roth sind deine Hände, Mädchen?"
Mädchen sagte: „ei, ich pflückte Rosen,
„Und die Dornen stachen meine Hände."
Wieder kam sie heim von ihrem Liebsten,
Kam mit rothen Lippen; sprach die Mutter:
„Wie so roth sind deine Lippen, Mädchen?"
Mädchen sagte: „Ei, ich aß Himbeeren,
„Mit dem Safte malt' ich meine Lippen."
Wieder kam sie heim von ihrem Liebsten,
Kam mit blassen Wangen; sprach die Mutter:
„Wie so blaß sind deine Wangen, Mädchen?"

Mädchen sagte: „Mach' ein Grab, o Mutter,
„Leg' mich 'nein und stell' ein Kreuz darüber,
„Und in's Kreuz ritz' ein, was ich dir sage:
„Einmal kam sie heim mit rothen Händen,
„Wurden roth in ihres Liebsten Händen.
„Einmal kam sie heim mit rothen Lippen,
„Wurden roth von ihres Liebsten Lippen;
„Und zuletzt kam sie mit bleichen Wangen,
„Sie erblaßten ob des Liebsten Untreu."

2.

Fünfzehn Jahr' alt ward der Bursch und glaubte
Noch nicht, daß es Liebe geb' auf Erden,
Und er lebte noch fünf Jahr' und glaubte
Immer nicht, es gebe Lieb' auf Erden —
Kommt da ungeahnt ein bildschön Mädchen,
Die in wenig Stunden ihn wohl lehrte,
Was er nicht begriff in zwanzig Jahren.

3.

Unter frischen Blumen durch die Fluren
Ging das holde Mädchen ganz alleine,
Und sie brach ein Röslein jung und sagte:
„Schöne Blume, hättest du zwei Flügel,
„Wollt' ich dich zu meinem Liebsten senden,
„Eine Doppelbotschaft würd' ich heften
„Auf die rechte Schwing' und auf die linke;
„Eine, daß er dich doch möchte küssen,
„Und die andre: schick' zurück die Rose."

4.

Drei Rathschläge gab der Maid die Mutter:
Nie zu seufzen, nie sich bang zu grämen,
Einen Burschen nimmermehr zu küssen.
Mutter, ist gehorsam deine Tochter,
Folgt sie immer deinem letzten Rathe,
Wird sie nie den beiden ersten folgen.

5.

Zu der Quelle sprach der Bursche zornig:
„Quelle, Wiesenauge, böse Quelle,
„Tausendmal schon hat mein Schatz ihr Antlitz
„Hier in deinem blauen Schooß gespiegelt,

„Und du wahrtest doch ihr holdes Bild nicht,
„Hieltest fest nicht meines Mädchens Antlitz,
„Ist sie fort, so schwindet auch ihr Bild hin,
„Und vergebens such' ich ihre Züge;
„Soll ich dich bestrafen, böse Quelle,
„Deine Welle trüben, dich abdämmen,
„Wild zertreten deine Blumenufer?"
Doch die Quelle flehte leis und sagte:
„Jüngling, sag', warum willst du mich strafen,
„Meine Quelle trüben, mich abdämmen
„Und zertreten meine Blumenufer?
„Bin ich doch nur eine Wassertochter,
„Hab' kein Blut und keine warmen Pulse,
„Liebe nicht und find' auch keine Liebe. —
„Schlimmer ist's, daß dir im eig'nen Herzen,
„In des eig'nen Herzens warmer Quelle
„Selten länger weilt das Bild des Mädchens,
„Als sie blühend steht vor deinen Augen."

Ein Mädchen besaß als Andenken von ihrer Mutter eine mit Perlen und Demanten geschmückte Armspange. Zwei Freier warben um sie, der Eine, reich und mächtig, warb um die Spange, der Andere, arm und schüchtern, warb um ihr Herz. Ihre Stiefmutter redete ihr zu, den Reichen zu wählen; sie aber wirft die Spange ins Meer, worauf sie der Erste zornig verläßt. Auf die Vorwürfe ihrer Stiefmutter, daß sie Reichthum und Macht verscherzt habe, erwidert das edle Mädchen: „Was ist Hoheit gegen meiner Zukunft Glück; was ist Gold gegen ein Leben voll Liebe; was ist die Spange gegen meines Jünglings Herz?"

7.

Groß war Ojan Pavo, der Tawaste,
Groß, gewaltig unter Finnlands Söhnen,
Fest wie Klippen, tannenwaldumwachsen,
Ungestüm und hastig wie der Sturmwind.
Föhren riß er aus sammt allen Wurzeln,
Bären bändigt' er mit bloßem Arme,
Jagte Hengste über hohe Zäune,
Beugt' verwegne Männer wie den Strohhalm;
Und nun stand der starke Ojan Pavo,

Stand gewaltig in der Dorfgemeinde,
Stolz inmitten all des Volks im Hofe,
Wie die hohe Föhr' im niedern Strauchwerk"
Und erhob die Stimme laut und sagte:
„Ist hier Einer von dem Weib geboren,
„Von dem Weib gesäuget, der es wagte
„Einen Augenblick mich festzuhalten
„An derselben Stelle, meine Schätze
„Reich an Silber, meine großen Heerden
„Soll als Eigenthum er sich erringen
„Und mit Leib und Seel' bin ich sein eigen."

So zum Volke sprach der Ojan Pavo.
Doch erschrocken steh'n des Dorfes Knechte,
Schweigend, keiner wagt hervorzutreten.
Und verwundert und mit Liebe schauen
All die Mädchen auf den jungen Kämpfer,
Denn es stand der starke Ojan Pavo,
Wie die Föhre hoch im niedern Strauchwerk,
Wie des Himmels Sterne glüht sein Auge,
Wie der Tag die Stirn'; auf seine Schultern
Fällt das gelbe Haar, wie über Felsen
Eine Stromschnell' in der Sonne schimmernd.

Aber aus der Frauen Schaar tritt Anna,
Sie die schönste von des Dorfes Mädchen,
Herrlich anzuschauen wie der Morgen.
Rasch tritt sie zu Ojan Pavo, schlinget
Um den Hals ihm ihre weißen Arme,
Nahet mit dem Herzen seinem Herzen,
Preßt die Wange dicht an seine Wange
Und so heißt sie ihn, sich loszureißen.

Doch der starke Bursche stand besieget,
Konnte nicht sich von der Stelle rühren.
Und er sagte schwankend zu dem Mädchen:
„Anna, Anna, hab' die Wett' verloren,
„Nimm nun rasch mein reiches Hofgut,
„Meine Silberschätze, meine Heerden,
„Und mit Leib und Seel' bin ich dein eigen."

7. Naturgefühl und religiöser Sinn.

„Die Kirche." Briefe eines Gärtners.

In keinem Gedichte finden wir das tiefe Naturgefühl Runebergs so schön ausgesprochen, als in der Legende „Die Kirche".

Hartes Schiksal hat den Bauer Ondi ins Elend gestürzt, nichts hat er bewahrt, als sein Gottvertrauen. Er wohnt an die Thüre verwiesen, auf eines Andern Hof. Als das Mittsommerfest naht, bittet er seinen Herrn ihn mitzunehmen zur entfernten Kirche, aber dieser verweist ihn auf den Sumpf, den er auf einem unbenützten Boote durchfahren könne, um zu dem Gotteshause zu gelangen.

Schweigend geht der Greis ans Ufer, löst das Boot und rudert hinaus in den grauen Nebel. „Der Gott, der dem Fische den Weg zeigt im Meere und dem Vogel in der Luft, wird auch ihn in seine Kirche führen". Aber die Stunden entfliehn; der Alte sieht nur Wasser und Nebel und schon erlahmt seine Hand vom Rudern. Plötzlich ertönt ganz in der Ferne die Kirchenglocke; fragend blickt der Greis zum Himmel empor, kraft- und rathlos, denn er ist viel weiter weg von der Kirche als zuvor.

Da stößt das Boot plötzlich ans Ufer. Ondi steigt aus und erkennt eine Insel, wo er als Jüngling oft gelandet. Gedankenvoll setzt er sich hin, seine Seele ist umdüstert, wie die Erde und der Himmel. Da ertönt wieder die Glocke. Ein Fleckchen Himmelblau durchbricht die Wolke. Ueber die öde Insel weht ein sanfter Windhauch durch die Blätter. Eine Lerche steigt schmetternd zum Himmel auf und nun folgt Ton auf Ton. Auf den Höhen, in den Tiefen erwacht der Jubel und füllt Zweige und Lüfte. Der Greis selbst, ergriffen von des Sanges Lust, erhebt die Stimme und der Psalm: „Gekommen ist die Blüthezeit" strömt leise bebend von seinen Lippen. Als er ihn geendigt, steigt die Sonne im Osten auf und gießt ihre Strahlenfluth aus. Es wird stille. Der Lüfte

Schaaren schweigen; alle Wesen wollen nur noch schauen. Der Alte, stumm vor Andacht, folgt des Lichtes Weg. Was ihm dunkel war, wird ihm nun klar. Spitze um Spitze, Insel um Insel taucht aus dem Nebel. Eine Fülle von Schönheit wächst aus des Schattens Leere und nimmt Gränzen, Farbe und Glanz an.

Schon lange war die Morgenstunde vorüber, als der Greis mit klarem Blick und mit wolkenfreier Stirne zum Boote hinabsteigt. Aber ehe er vom Ufer scheidet, ruft er:

Nun sei Gott mit euch, ihr Vöglein alle,
Junge Brüder, Schwestern, du Gemeinde
Gottes, die mit mir in einer Kirche heute
Ihn gepriesen, seine Ehre hat besungen.
Habe Dank auch du, o klare Sonne,
Die des Himmels Lehren uns gedeutet,
Uns gepredigt hast, das Herz gebeuget.
Seine Güte zu erkennen, unsern Augen
Hast geoffenbaret seine hohen Werke.

Wem drängt sich hier nicht die Erinnerung auf an Uhlands: „Lied eines Armen" und „Das ist der Tag des Herrn".

An diese ergreifende Legende knüpfe ich sofort eine andere Schöpfung Runebergs an, die ebenso sinnig und wahr, aber allerdings nicht ohne polemischen Hintergedanken die feine Naturbetrachtung mit einer tiefen aber schlichten Gottesverehrung verbindet, die nichts gemein hat mit jener verkehrten Anschauung, welche den Schöpfer Himmels und der Erde verleugnet und sein Werk verachtungsvoll mit Füßen tritt, als wäre es ganz in Satans Gewalt übergegangen. Wie einst in Finnland die Magie unter dem wolkenschweren Himmel und in der oft düstern Einsamkeit stark verbreitet war, so ist der Bewohner des Innern auch heute noch zu religiösem Grübeln und Schwärmen geneigt und besonders hat die Lehre Swedenborgs dort viele Anhänger gefunden. Gegen diese verderblichen Auswüchse hat nun Runeberg, der ja auch Ehrendoktor der Theologie war, einige Aufsätze gerichtet, deren Inhalt ich nur kurz andeuten kann. Er gibt ihnen die Form von Briefen, die ein schlichter alter Gärtner an einen Herrn richtet, der ihn

aufgefordert hat, ihn manchmal über die ihm anvertrauten Blumen und sein Leben zu berichten. Im ersten Briefe schreibt er ihm in schlichtem, treuherzigem Tone von dem herrlichen Frühlinge, den sie gehabt, wie alle Inseln und Ufer des Sees üppig grünen, wie Tulpen und Narzissen verblüht, aber Aepfel- und Birnbäume in vollem weißen Blüthenschmuck stehen. Viel machen ihm die Raupen zu schaffen und mit Schrecken denkt er an das Jahr zurück, da mitten in der Zeit der Blüthe und Fülle die Verheerung einbrach, mit weißem Todtenkleide die entblätterten Zweige überzog, den Baum seine schönsten Tage verschlafen ließ, und gleich starren Gespenstern des Winters alle Lust des Sommers verscheuchte. „Nichts in der Natur ist ihm so entsetzlich, als der Anblick lebender unschuldiger Wesen, die langsam hinsiechen und Tag für Tag sterben unter dem fressenden Zahn einer Raupe, welche sie selbst unbewußt schützen und nähren. Ach was wäre wol das Leben ohne Liebe zu seiner Erde, was ist wol die Pflanze, wenn jene nicht leicht und froh ihre vergänglichen Blumen und Blätter trägt?"

Dann erzählt er, wie nach einem schweren Gewitter plötzlich sein Diener ganz verstört herbeieilt und ihm zuruft: Gott helfe mir, armer Mann, aber ich sag: mit Mamsell Rosa ist es aus; ja da sitzt sie jung und roth, aber nächstes Jahr steht es wol anders. Auf die verwunderte Frage des Vaters, was er meine, erzählt der Diener, der Blitz habe Rosa's Ulme zerschmettert, den jungen üppigen Baum mit der fein sich füllenden Krone. So oft der Diener seither das junge Mädchen ansah, das bisweilen mit ihm scherzte, schüttelte er bedenklich den Kopf. Der Gärtner selbst aber ist nicht so abergläubisch, ihn schmerzt nur der Verlust des hoffnungsvollen Baumes. Noch widerwärtiger ist ihm, daß auf dem Wege, der an seinem Garten vorüberführt, täglich einige seiner Nachbarn auf und ab wandeln. Es komme ihm vor, als ob die Raupe sich jetzt an die Menschen gesetzt habe. Es lebe in der Nähe eine Sekte von gottseligen, finstern verschlossenen Wesen, die es sich als Sieg anrechnen, wenn sie die Freuden des irdischen Lebens verachten und die das, was sie als ihren höchsten Schatz be-

trachten, mit der Wangen Farbe und dem Feuer des Auges bezahlen. Er komme von einer solchen Begegnung immer niedergeschlagen, mit drückendem Gefühle zurück. Zum Schlusse grüßt er den Herrn noch von seiner Tochter Rosa, die jetzt sechzehn Jahre alt, hochgewachsen und sehr schön sei. Die Mutter liege schon lange im Grabe. Er selbst habe, so vielschäftigt, nur wenig zu ihrer Bildung beitragen können. Das Kind sei aufgewachsen mit dem blauen Himmel zum Vater und der Heimat Blumenwelt als Mutter. Nächstens solle sie zu einer Verwandten auf Besuch, um sich zum ersten Nachtmahlgang vorbereiten zu lassen. Damit schließt der erste Brief, in welchem der Dichter mit so großer Kunst, in symbolischer Andeutung die Fäden des Wachsthums und des Kampfes in der Natur mit denen des Menschenlebens verschlungen hat.

Der zweite Brief beginnt mit einem Angstruf des Alten. Die Ahnung, mit welcher ihn die blasse Gesichtsfarbe, das halberloschene Auge jener Sektirer erfüllte ist eingetroffen. Als er am Morgen nach der Rückkehr seiner Tochter sie bittet, mit ihm die Blumen zu begießen, sieht er sie zaudern und als er sich umwendet und ihr ins Auge blickt, erschrickt er über den unsagbar zärtlichen aber müden, ängstlichen, freudelosen Ausdruck derselben. Er schaudert zusammen, aber er schweigt. Da beginnt sie mit den Thränen zu kämpfen, aber diese siegen, durchbrechen ihre Dämme, sie fällt ihm um den Hals und sagt schluchzend: „O mein Vater, mein Vater, daß du noch so verloren bist!" „Du bist krank, mein gutes Kind, ich will dich heimführen, daß du dich zur Ruhe legst." „Krank?" ruft sie im Tone zwischen Stolz und Schmerz, „ich bin krank gewesen, aber jetzt habe ich gelernt ein Leben zu leben, das keinen Wechsel kennt. Mein Vater, hast manchmal an Gott gedacht?" Erzürnt weist er sie fort, aber kaum ist der Zorn verraucht, da fällt er weinend auf die Kniee und begehrt von Gott sein Kind zurück. Er ahnt nun, daß man seine Blume, die er fortgeschickt, damit sie im Licht auferzogen würde, statt dessen in's Feuer gepflanzt hatte. Im wechselnden Spiele ihres Gesichtes entdeckte er mit Schrecken einen Zug von Leiden

und Hinwelken, gleich dem ersten Schatten, der das weiße Blatt der Lilie trübt und mitten im Schimmer und Sonnenglanz verräth, daß die Blume ihrem Ende naht.

Am Abend führt er sie schweigend an das Ufer des Sees; ein Freudenschimmer fliegt über ihr Antlitz, als sie aus dem dunklen Laubgang tritt und die sinkende Sonne sieht, die sich im klaren See mit seinen Inseln spiegelt. Er erinnert sie, wie er ein Jahr zuvor an derselben Stelle mit ihr saß und sie eine Frage that; es war kaum eine Frage, eher ein Seufzen, ein kurzes Gebet. Hingerissen von der Schönheit des Anblicks, that sie die himmlische und so unschuldige Frage, was schöner sei, der Himmel oder die Erde? „Das waren meine Worte im Schlafe; vergiß sie, mein Vater, denn jetzt wache ich!" „Nein, kein Wort im Schlafe gesprochen, sondern ein Lobgesang, wie ihn die Engel anstimmen, denn ihr Gottesdienst ist Freude über Alles, was schön und wahr ist. Damals konnte dein Gefühl die Schönheit noch fassen, was hast du nun zum Ersatz für das Verlorene und Verschmähte?" „Für die Schönheit einer gefallenen Welt, für die Wahrheit des vergänglichen Schuttes!" – „Nein, für den Frieden deiner Seele, für die Unschuld deines Herzens, für die Liebe zu der milden Natur." – „Schmerz um das was ich damals wär und Hoffnung, doch nicht verloren zu sein." Der Vater stellt ihr nun mit zornigem, nein mit verzweifeltem Tone vor, daß sie nur einen selbsterdachten Abgott verehre, welcher der holden Schöpfung des Ewigen spotte, der grünenden Erde, des milden Himmels, der Alles verhöhne, was lieb und heilig sei, ihres Herzens Frieden und ihres Vaters graue Stirne und von ihr verlange, dies Alles zu verleugnen, zu verachten, zu verstoßen, wenn sie ihm angehören wolle, dem Alles was glüht, und liebt und athmet und lebt, ein Greuel ist, dessen Reich die ewige Oede ist, wo kein Wesen den Staub beseelt, keine Kraft im Siege jubelt, keine Schwachheit in der Liebe Gnade weint. Rosa weint und bittet den Herrn der Vergebung, diese Worte nicht zu hören. Dann zeigt er ihr eine Lilie, weiß und zart und schön, die er aus dem Treibhaus in die Sommerwärme, in

die Freiheit getragen hatte. Kaum hatte sie einen Tag lang ihre Knospe entfaltet und schon lag darauf jener Schimmer, der es dem Auge so schwer macht zu entscheiden, wo das Blatt aufhört und wo Farbe, Thau, Luft und Licht beginnt. Er hebt sie aus der Erde und dem Schatten und befestigt sie an den Zweig eines Baumes, mit der zarten Krone den vollen Strahlen der Sonne preisgegeben. Nach kurzem Gange durch den Garten führt er sein Kind zu der Stelle zurück. Schon hatte die Blume begonnen, gelb zu werden: fort war der schöne Glanz und die Blätter lagen welk im Sonnenlichte. „Sieh'", sagt er zu Rosa, „jüngst noch schlug diese Blume ihre Wurzel in die Erde, hatte sie da nicht mehr vom Himmel in ihrem Wesen, als jetzt; war sie damals nicht meine Freude, während sie jetzt meine Sorge ist? Wenn sie nun aus eigener Macht sich losgerissen von der Stelle, welche meine Liebe ihr anwies, und um sich schneller zu lautrer Helle zu reinigen, sich von der Scholle löst, um sich in der Sonne Feuer zu heben, sollte ich sie darum lieben? Sollte ich nicht zu ihr sagen: „Stirb, thörichte Blume, denn du kannst so nicht leben!" — „Sterben," sagte Rosa lächelnd, „ist das etwas Schlimmes zu sterben?" „Sterben", erwidert der Gärtner, „ist zum Leben geboren werden, aber sterben ist auch geboren werden zur Zerstörung. Sterben, wie diese Lilie gestern des Knospenlebens Tod erlitt, um heute ihre silberweiße Krone zu entfalten, das heißt sterben, um in reicherer Pracht zu leben, in einer holderen Welt sich zu erfreuen." Aber auf das Alles antwortet das Mädchen nur, indem es das Vaterherz beschwört, ihre schwache, wehrlose Seele nicht zu verführen.

Tage, Wochen verflossen seit diesem Auftritte. Rosa welkt hin. Klarer und klarer wird dem Vater die Lehre, deren Gift sie eingesogen hat, diese das warme Herz mordende Verirrung, den Frieden der Sanftmuth zu verschmähen und sich selbst zu verbrennen, um nicht mehr in Schwachheit zu schlagen. „Und verklärt sich und lebet denn nicht alle Herrlichkeit in Schwachheit und Staub, wie die Sonne mit tausend Farben in dem vergänglichen Pflanzengeschlecht? Sie suchen das un-

sterbliche Leben und nennen ihr irdisches Leben den Tod. Ihr glaubet an eine Unsterblichkeit! Ist es deßhalb, weil die Erde so düster und das Leben ein Nichts ist?" „Nein, nein, deßhalb erwarte ich eine himmlische Welt, ein höheres Leben, weil diese Erde so schön ist, dieses Leben trotz seines Weh's, so heilig und so holdselig."

Der dritte und letzte Brief enthält Stellen aus dem Tagebuche des unglücklichen Vaters, bald voll Angst um das Hinwelken des Kindes, bald voll Hoffnung, die sich rührend vermählt mit seiner Freude über den neuen Lenz, bald voll verzweifeltem Grübeln über das Geheimniß des Lebens und des Todes. Zuletzt erzählt er voll Freude, wie die Kranke nur noch von ihrer Mutter spricht, die sie als zartes Kind verloren hat. „War sie nicht so? Gieng sie nicht still und friedsam durch deine Blumen und pflegte sie und pflegte dich und mich?" Frage um Frage! O, sie gedenkt mit Liebe ihrer Mutter und sie freut sich, daß sie gelebt, wie sie lebte. Sie ist gerettet. – Ich werde hineingerufen. – Geduld, Entsagung, Hoffnung! — Wir finden uns wieder." Der übrige Theil des Briefs enthält nur abgerissene Sätze. „Nun ruht sie jenseits des Sees. Die Tage sind träge und einförmig. Ich werde alt, mit den Jahren schwinden die Kräfte, und mit der Kraft die frohe Laune. Das ist so der Gang der Natur. Mein alter Diener altert gleich mir. Neulich begoß er die Blumen, aber nachlässig und verdrossen. Ich machte ihm Vorwürfe. „Nun wol," sagte er, „für wen warten wir denn der Blumen?" und fing an bitterlich zu weinen. „Kennen Sie kein gutes schutzloses Mädchen, die einen Vater haben möchte? – Einerlei! In der Jugend gleichen sich die Menschen; das eine Mädchen hat immer etwas von der Seele der andern." –

Später veröffentlichte Runeberg noch einen ähnlichen Brief zur Abwehr gegen einen Angriff auf die in den drei ersten entwickelten Anschauungen. Darin erzählt er, wie er den alten Gärtner habe besuchen wollen, ihn selbst aber nicht mehr am Leben getroffen, dagegen mit dem alten Diener desselben lange

Gespräche geführt habe. Auf drei Gedanken kommt der schlichte Mann, in dessen Worte natürlich der Dichter nur seine eigene Ueberzeugung kleidet, immer zurück: auf die scharfe Sonderung der Schöpfung vom Schöpfer, welche sich die Sektirer zu Schulden kommen lassen, während doch die Welt, die uns umgibt, nicht so herrlich geschaffen worden wäre, wenn sie nicht werth wäre, geliebt zu werden, dann auf die selbstsüchtige Sorge der Frömmler, die nur ihre eigene Seligkeit im Auge haben und endlich die stolze Unverträglichkeit, welche die Verdammniß ausspreche über die Geschöpfe in Gottes Welt. Für letztere gebraucht der alte Diener ein überaus glückliches Bild, das ich hier noch anführe, weil es das Didaktische in diesen Briefen mit dem Poetischen schön vermittelt. „Einer dieser Glaubensbrüder zog in's Feld. Als der Kampf begann, überkam ihn eine große Unruhe, nicht etwa Furcht vor den bevorstehenden Gefahren, sondern die Besorgniß, wie er sich nach dem Schluß des Kampfes vor seinem Feldherrn wegen seines Verhaltens während desselben werde rechtfertigen können. Er trennte sich in seiner Herzensangst von den Uebrigen, setzte sich nieder, betrachtete mitleidig das kecke Vorrücken seiner Kameraden und sagte: „O, ihr Kinder der Trommel und des Gewehrs! wie wenig bedenkt ihr, daß nach dem Kampfe die Verantwortung kommt und daß man darauf bedacht sein muß, wie man ihn besteht. Die Stunde der Rechenschaft naht; wohl dem, der sich so vorsah, daß er nicht verworfen wird." In solcherlei Gedanken versunken, vergaß er aus Angst um sich selbst, nach des Feldherrn Willen zu handeln, und es heißt, Prügel seien des armen Mannes Lohn gewesen für seine Besorgniß um die Stunde der Rechenschaft.

8. Hanna.

Wie uns Runeberg bisher mehr in das dürftige, entsagungsreiche Leben der Finnen eingeführt und die düstere Schönheit des Innern geschildert, so feiert er in dem Liebesidyll „Hanna" die Schönheit der Mittsommernächte am See und den idyllischen Reiz des Lebens auf einem ländlichen Pfarrhofe. Der Hauptinhalt dieser epischen Dichtung bildet das Erwachen der Liebe in einem Mädchenherzen, das unter den Blumen ihres Gartens aufgewachsen ist. Ein Freund ihres Bruders begleitet diesen in die Ferien, wird von dem Vater als Sohn seines theuersten Jugendfreundes erkannt und schließt nun auch einen Herzensbund mit der Schwester seines Pylades. Hanna ist keine sentimentale Sensitive, auch kein naives Gänseblümchen, sondern ein ächtes, frisches Röschen, das bescheiden aufblüht und dessen Knospe sich anmuthig entfaltet, sobald sie der Sonnenkuß der Liebe geweckt. Das Gedicht ist reich an tief psychologischen Momenten und das Mädchenherz entfaltet sich mit allem Wechsel der Empfindungen ohne das Walten tragischer Geschicke im bescheidenen Rahmen des alltäglichen Lebens. Der Landvogt, der reiche, gefürchtete Nachbar, vornehm und spöttisch, wirbt um ihre Hand. Als die alte Susanna, die Haushälterin, auf die Absichten des ältlichen Herrn anspielte, lachte das siebzehnjährige Kind bei dem Gedanken, wie seltsam es wäre, wenn sie des rundlichen Herrn, des Würdigen geehrte Gemahlin würde und als Frau ganz ernsthaft im Sopha sitzen müßte; ihr bangt vor dem übermüthigen Auge. Als der Pfarrer sie ruft zu einer ernsthaften Besprechung über kommende Tage, eilt sie zur alten Susanna, um Schutz und Trost bei ihr zu suchen, und vertraut ihr bestürzt ihre Herzensangst: „nie hätte sie geglaubt, daß das Freien so schrecklich sei." Nach der Werbung des Landvogts und dem freundlichen Zureden des Vaters sucht sie ein liebes Herz, dem sie ihr eigenes in Einfalt entdecken kann, und findet ihre Gespielin Johanna. Diese warnt sie mit beredten Worten davor, ihr Herz von dem Golde des Freiers fesseln zu

lassen, denn in seinem gemalten Gemach weile nicht die milde, heitere Liebe, sondern Sorge, Verdruß und Leid; sie solle warten, bis ein Jüngerer mit wärmerem Herzen ihr vielleicht weniger Schätze, doch schönere Tage biete. Dagegen wehrt sich nun Hanna; ihre Freundin würde den Landvogt nicht alt nennen, hätte sie gesehen, wie leicht er ihr entgegentreten mit lächelndem Munde und freundlich strahlendem Auge. Mitleid bewegt sie, wenn sie sich den edlen Herrn so einsam, so hilflos denkt, arm inmitten seines Reichthums ohne eine freundliche Hand, die ihm anmuthig das Schwere erleichtert. Das könnte sie beinahe bewegen, auch bei geringeren Gütern des Alternden Tage zu erfreuen. Halbschwankend tritt sie ans Fenster und sieht über die leuchtende Landschaft, und wie sie nun die Stätte ihrer Kindheit überblickt, wo Alles ihr so lieb und vertraut ist, da kann sie sich nicht trennen von der süßen Heimat. Das Alles kann sie dem Freier nicht opfern; sie hat schon beinahe entsagt. Wie anders fühlt sie nach der ersten Begegnung mit dem Freunde ihres Bruders. Als sie fröhlich im häuslichen Schaffen das Theebrett ins Zimmer gebracht und behutsam die Tassen in Ordnung gebracht, fordert sie der Vater, der eben in dem Fremden den Sohn seines theuersten Jugendfreundes erkannt hat, auf, dem Gaste, der nun ihr Bruder sei, einen Willkommkuß zu geben. Zögernd steht sie da, zitternd und schweigend, bis der Jüngling ihr naht, sanft ihre Hand ergreift und ihre glühenden Lippen leis berührt wie ein Sommerwind, mit einem Kusse, nicht gesucht und nicht geflohen. Dann schildert der Dichter den ersten Kampf der aufkeimenden Neigung mit der ängstlichen Scheu vor dem Nieempfundenen. Einsam sitzt sie auf der Bank vor dem Webstuhl, lächelt und weint, sich selber ein Räthsel, ein gaukelnder Traum für ihre hold verwirrten Gedanken. Während sie nach der Werbung des Landvogts Alles, was sie verlassen müßte, in verführerischer Anmut erblickt, denkt sie jetzt des Herbstes, wo sie verlassen am Webstuhl sitzt und beim eisigen Sturme erschauert. „Der Hof ist still und leer; der Bruder ist fort und der Andre mit ihm, der Vater sitzt im Sessel, beim Buche entschlummert. Alles ist

schaurig und öde, wie im Grabe geht man im Zimmer umher. Ist das Alles so hold und kann ich anders als weinen? Ein Fremder kommt, zeigt sich kaum, geberdet sich gleich als Bruder, küßt mich, faßt mich bei der Hand und schaut mit seinem strahlenden Auge mir tief ins Herz, als könnte ich ihm nicht das Mindeste verbergen." In dieser Stimmung trifft sie ihre Freundin wieder und diese blickt sie mit frohem Lächeln an, als wüßte sie schon den Grund ihrer Thränen. Mit komischer Angst wehrt sich Hanna gegen dieses Forschen und Errathen. „Nun, da der Fremde gekommen, minder bekannt als eine Wolke, vom Winde hergetrieben, sprichst du gleich von Kummer und glaubst, ich werde von Liebe verzehrt. War der Gast verlegen, als er kam, schüchtern, wie Einer, der bei den Büchern aufgewachsen ist? Nein, ach ich fühl's noch, wie blöd ich war, als er mir nahte; er sieht mich an so keck und freundlich und vertraulich, als wären wir schon lange bekannt und Geschwister. Wundre dich nicht, daß ich weine, und wein' ich, gute Johanna, so ist es nicht aus Liebe, nein, aus Haß, wenigstens aus Zorn, daß er so herzlich thut, weit mehr als es für ihn paßt; ist er doch viel zu jung und gering, nur ein armer Student." So spricht sie, und leis erbebend verbirgt sie vor Scham ihr Antlitz am Busen der Freundin.

Das Gedicht Hanna erinnert theilweise an Vossens Luise, aber an poetischem Werthe nähert es sich noch mehr Goethe's „Hermann und Dorothea", obwol kein so gewaltiger historischer Hintergrund in das Stillleben der Familie hereinragt. Aber es herrscht darin dasselbe tiefe Naturgefühl und überall ist der Reiz der Natur aufs Innigste mit dem Seelenleben verflochten. Wie bei Goethe die schwüle Nachmittagshitze mit dem beschwerlichen Zuge der Auswanderer, die in Wolken glühend niedersinkende Sonne mit der ahnungsvollen Erwartung, der glänzende Vollmond mit dem seligen Glücke der Liebe, so stimmt hier der träumerische Reiz des Sees und der Mittsommernacht mit der aufkeimenden Neigung der jungen Herzen. Es findet sich sogar eine starke Reminiscenz an Goethe's Epos, wenn auch eigenthümlich variirt.

In Hermann und Dorethea heißt es:

Auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells; sie beugte sich über, zu schöpfen,
Und er faßte den anderen Krug und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken und nickten sich zu und grüßten sich freundlich im Spiegel;

und am Schlusse dieser Scene:

Also standen sie auf und schauten beide noch einmal
In den Brunnen zurück und süßes Verlangen ergriff sie.

In dem Epos Hanna aber heißt es:

Still an der Quelle Rand sie setzten sich nieder und tranken,
Rasteten still betrachtend des Sonnenabends Erlöschen,
Worte fanden sie nicht und suchten sie nicht; in Gedanken
Nähert das Herz sich geheim dem Herzen voll seliger Wonne.
Doch auf des Fremden Bild fällt Hannas Aug' in der Quelle,
Unbelauschet sie wähnt betrachten zu können die theuren
Züge, denn unverwandt und furchtlos hingen die Blicke,
Aber noch ehe sie's ahnt, schon lächeln entgegen die seinen,
Scham ergreifet sie jäh, das Herz leicht klopfend noch eben
Zieht sich zusammen erschreckt, sie fühlet die Wangen erglühen,
Sieht erbebend im Quell ihr Angesicht feurig erröthen,
Offen des Jünglings Blick — da segelt freundlich vorüber
Tief in Purpur getaucht ein Wölkchen über den Spiegel.
Gluth vermählt sich mit Gluth, Erröthen verschmilzt mit der Röthe,
Sieh', und man schied nicht mehr, ob der Jungfrau Wange die Wolke
Glüht', und flüchtig nur noch ein Schimmer von dankbarer Freude
Blieb allein zurück auf der Siebzehnjährigen Antlitz.

---

9. „Der Weihnachtsabend".

Das Epos „Der Weinachtsabend" führt uns nicht, wie der Titel vermuthen läßt, vor einen reichgeschmückten, blitzenden Christbaum, unter jubelnde Kinder, sondern auf einen einsamen Herrenhof, wo Angst und Trauer herrschen, denn der Schwiegersohn des Gutsherrn weilt ferne den Seinigen im russisch-türkischen Kriege und das letzte Zeitungsblatt hat betrübende Nachrichten gebracht. Weinend beugt sich die junge

Frau des Kapitäns über die Wiege ihres Kindes, das der Vater noch nie geschaut, die ängstliche Mutter beschwört düstre Schreckbilder aus ihrer aufgeregten Phantasie und der Alte kämpft zwischen Schmerz und stolzer Erinnerung an seine eigene Kriegsthaten. Ein versöhnender Engel aber schwebt zwischen Allen, die jüngste, sechszehnjährige Tochter, die eben im Schlitten zurückgekehrt ist vom Besuche bei einer armen Wittwe, die in ärmlicher Hütte im Walde wohnt mit fünf kleinen Kindern und der das Edelfräulein eine Weihnachtsfreude bereitet hat. So verscheucht sie auch den Kummer des Vaters, indem sie ihm am Klavier sein Lieblingslied vorsingt, bis der Alte die kriegerischen Klänge mit frohem Gebrumm begleitet. Dann eilt sie zu der Schwester und tröstet auch sie mit einem heitern Gedichte, das sie ihr zum Angebinde ersonnen. Den Mittelpunkt des Ganzen aber bildet der alte Pistol, der eine einsame Hütte im Wald bewohnt, und von seinem alten Kriegskameraden, dem Major, in der Kirche freundlichst eingeladen worden ist, an der Festfreude in der Gesindestube Theil zu nehmen. Gern ist der Alte durch den tiefen Schnee hereingehumpelt und sitzt nun behaglich am Herdfeuer, raucht sein Pfeifchen und erzählt seinen staunenden Zuhörern seine Kriegserlebnisse. Eben will er ihnen weismachen, daß, wenn ein heidnisches Fest gefeiert wird, die Türken eine Schaar Kriegsgefangener mit Pech bestreichen und wie Fackeln anzünden, da tritt das junge Mädchen ein, droht ihm mit komischem Zorn, daß er nie mehr Einlaß finde, wenn er den Christabend mit so schaurigen Bildern verdüstere. Da lenkt der Alte bedächtig ein und meint, auch die Türken haben ein Herz, wenn sie auch wilden Thieren gleichen. Zum Beleg dafür erzählt er, wie er im Kriege einst in der Nacht nach blutigem Kampf das Schlachtfeld nach Beute durchstöbert habe. Nach langem vergeblichen Suchen fand er auf einem zusammengesunkenen Schneehaufen neben dem gestürzten Pferde unbeweglich einen Kalmücken liegen, das blutige Antlitz zum Himmel gekehrt. Eine blaue, schöne Jacke wollte er ihm abziehen, da schlug der Todtgeglaubte die Augen auf und stöhnte

schmerzlich. Mitleidsvoll will er den in der Todesstunde Verlassenen, der doch auch als ein Mensch geboren war, nicht berauben, löst den aufs Pferd geschnallten Pelz ab und hüllt darein die zuckenden Glieder. Nachdem er ihm das verwundete Haupt verbunden, den Leib aus dem Schnee gerückt und ihm eine erträgliche Lage verschafft, jammert der Kalmücke noch immer auf und sieht ihm bittend ins Auge. Er versteht ihn nicht, will aber nicht die ganze Nacht bei ihm wachen und reicht ihm zum Abschied die Branntweinflasche. „Da wärm' dich, Kamerad, trink aus, sei ein Mensch und schrei' nicht; du hättest können schwerer sterben, als mit der Schnapsflasche vor dem Mund." Das Auge des Armen blitzte freudig auf; er leerte die Flasche bis auf den letzten Tropfen, legte schweigend das Haupt auf den Hügel zurück und schlief weiter. Im Herbst darauf steht Pistol einst auf Vorposten und wird von seinen Leuten vergessen. Als der Morgen graut, merkt er, daß die Kameraden abgezogen sind, lange schwankt er, ob er fliehen oder ausharren soll, des Todes gewiß, aber lieber will er von Feindeskugeln fallen, als vielleicht von der der Seinen. Von drei Jägern angegriffen, hat er schon zwei erlegt und erwehrt sich des Dritten, als eine feindliche Reiterschaar heranbraust. Pistolenkugeln umschwirren sein Haupt, ein Schuß trifft ihn ins Knie, der ihn zeitlebens zum Krüppel macht. Der Anführer der Schaar dringt mit gezücktem Säbel auf ihn ein, hält aber plötzlich inne, springt vom Pferd herab und fällt ihm weinend und heulend um den Hals. Erstaunt erkennt er den Kalmücken, den er in der Stunde der Noth erfrischt hatte. Wie ein Vater für sein Kind, sorgt der Feind für den verwundeten Sinnen, der von Allen festlich bewirthet und selbst vom General freundlich angeredet wird. „Ja," schließt der Alte, „als Gefangener hatte ich die besten Tage meines Lebens, darum fassen Sie Muth, auch der Türke ist ein Mensch."

Als das Fräulein wieder hinaufsteigt in den Familiensaal, harrt ihrer eine freudige Ueberraschung; ihr Schwager, der Kapitän, ist, wenn auch den Arm in der Binde tragend, zu den Seinigen zurückgekehrt. Nach fröhlicher Begrüßung

der jugendlichen Schwägerin eilt er mit der Gattin nach der Wiege des Kindes und Auguste sitzt allein bei dem Vater. Da in ihrem liebenden Herzen gedenkt sie nun des alten Pistol, dessen einziger Sohn auch in den Krieg gezogen ist, und der drunten in der Gesindestube vielleicht hoffend auf seine Rückkehr harrt. Aber schon tritt dieser bescheiden ein. Der Major geht ihm entgegen und theilt ihm schonungsvoll die Kunde von dem Heldentode seines Sohnes mit. Der Alte ringt nach Fassung, findet aber Trost in dem Gedanken, daß es besser sei, befreit in der Erde zu ruhen, als wie er verkrüppelt in einsamer Hütte dahinzusiechen. Der Major aber will von letzterem nichts wissen, Pistols Sohn sei auch für sein eigenes Haus gefallen, als tapferer Krieger, der Alte solle nicht mehr einsam im Walde, sondern in seinem Schlosse bei seinen Hausleuten wohnen. „Komm, Kamerad, laß uns friedliche Nachbarn sein, wie Ihr einst in mancher Schlacht an meiner Seite gefochten." Nach langem Bedenken antwortet der Alte: „Noch schlüpft auf meinem Sumpfland der Hecht durch die Binsen, noch schlägt das Birkhuhn, wie der Auerhahn seinen Pfad ein an meiner Hütte vorbei. Meine Hand kann noch die Angel auswerfen und eine Schlinge legen für meines Leibes Nothdurft. Wohnte ich aber hier und erhielte meine tägliche Kost von Ihrer Güte, so könnte leicht ein Diener oder eine Dienerin über den Gnadenbrotempfänger ein Wort fallen lassen, das ihm mehr als nöthig ist, die Seele drückte. Nein, in meiner einsamen Hütte, meinem Eigenthum, leb' ich am besten und genieße als Gast des ewigen Gabenschenkers Güter. Er kleidet die Wälder grün, Er läßt den irrenden Vogel ein Körnlein finden, Er hilft auch mir weiter, wie bisher!"

Sprach's, und die hohe Gestalt aufrichtet der edle Major da,
Voller schwillt ihm die Brust, sein Auge verkläret und mannhaft
Mißt den Soldaten und fühlt sein Herz im Busen schier wachsen,
Finnland stehet vor ihm, feuchtkalt, sein armes verstecktes
Heiliges Vaterland und die grauen Kohorten von Saimas
Strande; des Lebens Lust, der Stolz eines halben Jahrhunderts
Treten auf's Neu' vor den Sinn mit dem Waffenbruder, der vordem
Schweigend im Herzen gewahrt wie Eisen so fest seine Ehre.

Still geht der Alte zum Tisch und bietet mit herzlicher Freude dem Stolzen ein schäumendes Glas.

Umsonst sucht die eingetretene Tochter den Pistol mit schmollenden Worten zu bewegen, das Anerbieten anzunehmen: „er sei ja gar nicht so unentbehrlich als er glaube, dem Vater sei seine Pfeife jetzt das Höchste, die Mutter lebe nur für ihr Enkelkind, das junge Ehepaar nur für einander. Um sie bekümmre sich Niemand; auch ihm sei seine Hütte und der Wald und die Wildniß lieber als ihre Fürsorge, da sie ihn doch wie eine Tochter gepflegt haben würde."

Aber der Alte findet nur Ruh' im Schatten und Dunkel; wenn er von jetzt an öfter, als früher, hier im Schloß erscheine, so möge sie dem Alten helfen, die Fliegen abzuwehren, während er ein Weilchen dasitze, um in ihre strahlende Augen zu blicken.

Sprach's und nahm aus der Hand des Majors das dampfende Punschglas,
Führt' es schweigend zum Mund und leeret es still bis zum Grunde.

Mit diesem Gedichte verlassen wir die engere Heimat des Dichters, um am Schlusse sie noch einmal im bedeutungsvollsten Momente ihrer Geschichte und der sie verklärenden Poesie aufzusuchen, und wenden uns zu drei Dichtungen, mit welchen Runeberg seine engere Heimat verlassen hat.

---

10. Nadeschda.

Mit „Nadeschda" betreten wir das neue Vaterland des Finnen, Rußland, welches der Dichter zu ehren gelernt hatte. Die darin erzählte Geschichte spielt unter der Regierung Katharina's II. In einem Schlosse an der Wolga wuchs ein fürstliches Brüderpaar auf. Sterbend hinterläßt der Vater dem finstern Dmitri das heitre Schloß an der Wolga, dem heitern Woldemar die finstre Burg an der Moskwa. Der neue Besitzer der letzteren soll seinen Einzug feiern und das ganze Volk schmückt sich zur Begrüßung, nur Nadeschda, die Leibeigene, welche fühlt, daß sie nicht zu des eigenen

Herzens froher Wahl, nicht für den geträumten Jüngling ihrer Liebe sich schmückt, sondern um vielleicht eines Herren Laune unterthan dessen trunknen Blicke zu sättigen, wirft die Rosen, die sie trägt, in das Wasser, schlingt einen dunkeln Kranz von Riedgras um die Stirne, steckt eine Distelkrone an die Brust und windet einen Gürtel aus Stroh um ihre schlanken Hüften, hoffend, kalten Schrecken in des Herrn Herz zu gießen.

Fürst Woldemar, der seinen finstern Bruder zu Gast geladen, zieht mit ihm auf die Falkenjagd. Beider Falken stürzen auf eine weiße Taube; in blutigem Kampfe tödtet der eine seinen Nebenbuhler, und als die Taube sich vor dem Sieger auf Woldemars Schulter flüchtet, trifft Dmitri's Peitsche den Verfolger mit tödtlichem Schlag. Als Preis für das edle Thier, das er geopfert, verlangt er von seinem Bruder eine Leibeigene. Als er im festlichen Getümmel die seltsam geschmückte Nadeschda sieht, fordert er diese als Preis; aber Woldemar, ergriffen von der Schönheit des Mädchens, antwortet, eine Leibeigene habe er ihm versprochen, aber Nadeschda sei frei, sei frei geboren, denn wer als Engel auf die Welt komme, sei frei von der Stunde der Geburt an; wenn er ihr jetzt die Freiheit gebe, so sei es nicht als Geschenk, sondern zur Besiegelung dieser ihrer Freigeburt. Aber er ahnt, daß sein wilderregter Bruder die Beute nicht fahren lassen wird. In der Nacht erscheint der treuste Diener Woldemars und trägt sie heimlich davon, wohin, weiß ihr eigener Pflegevater nicht.

In den stillen Kamafeldern, im Schutze einer edlen Fürstenwittwe wird sie mit deren drei Töchtern erzogen. Dort finden wir im dunklen Parke ein seliges Liebespaar. Auf ihre bange Frage, warum er so selten sie besuche, antwortet er, zwei finstre Mächte bedrohen beständig sein Glück, sein Bruder, in dessen Busen ihr Anblick eine wilde, dunkle, unauslöschliche Flamme geweckt, so daß er gespenstisch von Ort zu Ort irre, nur *sie* suchend, die er allen Erdenmächten, dem Himmel und dem Abgrund entreißen würde, wenn er ihre Freistatt wüßte, und seine stolze Mutter, *Natalia Feodorowna*, die nicht des Lebens zarte Freuden, des Herzens heil'ge Rechte achte,

sondern nur der hohen Ahnen Schimmer und des Monarchen Gnade, der Sklaven Menge und die Sterne, auf der Thatenbahn gewonnen. Wüßte sie um seine Liebe, so würde sie die, in welcher sie nur eine Sklavin sieht, ihm vom Herzen reißen, wenn dieses auch selbst zerrissen verbluten müßte.

Nach zwei Jahren bringt Woldemar die Geliebte heimlich auf sein Schloß; er hat sich mit ihr vermählt und vertraut sie dem früheren Pflegevater an, den er zum Schloßverwalter ernennt.

Indessen erfährt die stolze Mutter von Dmitri, der in nachlässiger Kleidung mit scheuem Blicke vor ihr erscheint und den sie umsonst in den Ahnensaal führt, um durch Erzählung von den Heldenthaten seiner Ahnen seine gebrochne Lebensluft und seinen nachtumfang'nen Stolz zu wecken, daß ihr älterer Sohn eine Leibeigene zur Gemahlin erhoben. Sie will Schutz erfleh'n für ihren edlen Stamm bei der, welche auf Rußlands Throne sitzt und den Schmerz einer Mutter ehrt; fortan hat sie nur noch einen Sohn.

Im siebenten Gesang führt uns der Dichter in meisterhafter Zeichnung den gewaltigen Potemkin vor, der in finsterm Unmuth über den Geist der Eigenmächtigkeit und Willkür murrt, welchen er beim Heere findet, über die phantastisch wilde Lehre, die von Genf aus die Welt vergifte und von einem Menschenwerthe rede, der etwas Andres sei als menschlicher Gehorsam vor dem Machtgebot. In dieser Stimmung läßt er den Fürsten Woldemar rufen, hält ihm mit harten Worten seine Mißheirat vor und erklärt ihm, daß er im Namen der Kaiserin, deren hohe Weisheit einsehe, daß ein weites Reich wie Rußland fester Bande bedürfe und jedes Atom, das aus der Bahn gerückt werde, das Ganze bedrohe, nach Tomsk verbannt sei und sein Gut fortan von seiner Mutter verwaltet werde. Die Equipage stehe bereit, ihn nach seinem neuen Bestimmungsort zu führen.

Fremde von der Wolga, zügellose Sklaven, von Natalia Feodorowna gesandt, hausen jetzt auf Woldemars Schloß. Verjagt und schutzlos sucht Nadeschda die niedere Hütte ihrer Kindheit wieder auf, von allen ihren Glücksgütern nur zwei

zarte Söhne rettend. Aber auch aus dieser Freistatt verjagt sie die Botschaft, wilde Falken jagen die Taube; Dmitri, der finstre Bruder ihres Gatten nahe. Nur Abschied will sie noch nehmen von der Stätte ihrer Kindheit, ehe sie flieht; da nahet schon ein Schatten, düstrer als alle, Dmitri, um für Jahre des Kampfes, für fieberhafte Träume, düstre Tage, ruhelose Nächte endlich Ersatz zu finden. Aber statt des rosigen Mädchens, dessen Bild ihm unauslöschlich im halbverglühten Auge gehaftet, sieht er die bleiche Mutter, auf der Stirne den Adel der Leiden und der Entsagung tragend. Lange schwankt er verborgen, bis er sieht, wie der eine wache Bruder mit der Mutter Schleier eine Thräne von des Schlafenden Wange wegweht und die Mutter warnt, nicht mehr zu weinen. Der Bruderhasser, tief erschauernd, schleicht hinweg in des Waldes Tiefe, um dort frei aufzuathmen und des Herzens Aufruhr zu bezwingen und dann siegreich zurückzukehren. Da begegnet er einem Greis, schwer auf den Stab gelehnt, der nicht bloß für des Tages Wanderung, sondern auch für seines Lebens Reise am Ziele angelangt scheint und ihn fragt, ob er nicht in dieser Gegend eine Frau gesehen, seines Fürsten unglückselige Gattin, zu ihr möge er aus Erbarmen den Gebrochnen führen. Umsonst habe er bei der stolzen Mutter um Erbarmen gefleht, von den Leibeigenen gepeitscht, habe er die Mutter und den Bruder verflucht. Diese Schuld drücke ihn, er wolle Frieden im Tod. Auf den Frieden deren, die umsonst er suche, habe schon Mancher die schwere Last eines schuldbelad'nen Herzens niedergelegt; zu ihren Füßen würde auch er vergeben und vergessen lernen und ruhig sterben. Da nimmt Dmitri den Alten bei der Hand, leitet ihn und sagt, er solle, wenn er die gefunden, die er suche, ihr zum Lohne einen Gruß von seinem Führer bringen, dessen Kraft gebrochen, der mit Mühe seine Schritte gestützt und, friedlos selbst, ihn zum Frieden geführt. Nachdem er ihn an Nadeschda's Seite gebracht, enteilte er wie ein Schatten düster in der Ferne und verschwand in unbekannter Wildniß.

Ist hier die Versöhnung innerlich gegeben, so folgt sie im

letzten Gesange auch äußerlich. Die Kaiserin Katharina hat das Schloß des verbannten Woldemar besucht, wo jetzt seine stolze Mutter wohnt. Unter der Menge, welche die Herrscherin begrüßt, sieht sie ein blasses Weib, zwei Knaben an der Hand führend, „im Auge lag ein still Gebet in Thränen". Aber nicht um zu betteln, kam sie, nein, um zu geben; sie selbst ist hilflos, arm und schutzlos; die Verstoßene kann keine Fürstensöhne aufziehen, darum will sie des Gatten hoher Mutter ihr edles Blut zurückgeben. Zornig weist die Fürstin das Geschenk zurück und heißt Nadeschda eine freche Betrügerin. Aber die Kaiserin fragt die Geschmähte, ob sie nicht ihr die beiden schönen Söhne schenken wolle. Thränen ersticken Nadeschda's Stimme, stumm schiebt sie die beiden Kinder der Kaiserin zu, so die Antwort gebend. Auf die Frage der Monarchin, was sie dagegen wünsche, denn sie nehme kein Geschenk ohne Gegengabe an, bittet sie Nadeschda, der Armen, Frühverweinten und Verlassenen ihrer Söhne Vater wiederzugeben. „Allzuviel habt Ihr gefordert," erwidert lächelnd die Kaiserin, „einen in Ehren gereiften Fürsten für zwei zarte Fürstensöhne? Meine Fürstin, wenn Euer Wunsch soll bewilligt werden, müßt Ihr Euer Lösegeld erhöhen, müßt Euch selbst mit eurem ganzen warmen Herzen der Katharina schenken," und mit diesen Worten reicht sie der Bittenden die Hand.

Die stolze Natalia steht verstummt; Fürst Potemkin und Graf Betuscheff schweigen Beide, doch aus des Volkes Schaar dringt ein freudiges Gemurmel durch die offene Pforte.

---

11. „König Fjalar."

In „König Fjalar" führt uns der Dichter in die Welt Ossians, verknüpft die altnordische Romantik mit der antik-tragischen Weltanschauung und verschmilzt einen ächt nordischen Recken mit der griechischen Prometheusgestalt zu einem titanischen, den Göttern trotzenden Helden.

Goethe läßt seinen Prometheus ausrufen:

Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühendes Herz?
Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

So sitzt auf dem Königsstuhle Sjalar, Gauthios Fürst. Sein Blick, geklärt durch die Freude über errungene Siege, schimmert jung unter seinem Silberhaar. Am Julfest erhebt er das schäumende Horn und rühmt alle seine Heldenthaten. Nun aber ist er satt der Thaten und des Streits; sein Ruhm ermüdete schon der Barden Lippen, ihre Harfe hat keine Töne für neuen Sieg; ihn lüstet nach Ruhe, und auch Meer und Land soll nun seine Abendruhe spüren.

Vorwurfsvoll fragt ihn Sjolf, sein alter Kriegsgefährte, ob der Aar schon müde geworden zu jagen, ob er vergessen, daß Erin, zweimal bezwungen, noch seinem Schwerte trotze, schleichende Bjarmer das Meer mit dem Blute röthen. Ruhe gebe nur das Grab; wehe, daß des Königs Kraft zu frühe gebrochen sei. Lächelnd ergreift Sjalar einen Bogen und durchschießt einen Schild, der an der Wand hängt, so daß der Pfeil noch tief in der Tanne Mark zittert; nach diesem unerhörten Schusse faßt er wieder das Horn und verkündet, daß er fortan den Frieden beschützen wolle. In seinem Lande solle wachsen, was je Holdes und Mildes in Menschenbrust erblüht. Bisher hab' er seinem Willen vertraut, und diesem vertrau' er noch jetzt. Im Kampfe habe dieser des Todes Gang gelenkt, im Frieden solle er des Lebens Gang unbezähmbar lenken.

Da naht dem Throne ein Gast, schlägt den Mantel zurück; man erkennt den Seher Dragar, den Schicksalsmann. Er verkündet dem König, daß er selbst auf hoher Felsenspitze noch einen größeren Eid vernommen, als das eben gesprochene Gelübde; Sjalar vergesse, daß die Götter der Menschen Loos

ordnen; stolz verlasse er sich auf seinen eigenen Willen und wolle der Zukunft Gang mit seiner Kraft aus Staub ordnen, doch ehe des Grabhügels Nacht seine flüchtige Größe berge, solle er sehen, wie die ewigen Mächte der Eide trotzender Erdensöhne spotten, die leichter wiegen als eine Luftblase. Er, der Schöpfer des Glücks und der Sitte, solle erleben, wie von Sünde befleckt sein Geschlecht in Schmach erlösche, sein einziger Sohn seine Schwester als Braut glühend an die Brust drücke. Bleich sitzt Sjalar auf seinem Herrscherthron, kämpft einen schweren Kampf im Innern, dann aber mit bezwungenem Schmerze läßt er sich seine beiden Kinder bringen, um zu wählen welches sterben soll. „Erkenne, Seher, Sjalars Trotz; bring' seinen Gruß zu den Göttern in den Wolken; forsche, ob sie gelernt haben, Allem zu entsagen, ehe sie, wie er, sich daran gewöhnt, Alles zu vermögen." Man bringt die Kinder; lange schwankt der König, welches Kind er dem Tode weihen soll, und starrt in stummer Qual in die Höhe. Da erhebt sich sein Waffenbruder Sjolf, mahnt den König, daß einst Hjalmar, sein Sohn, für ihn das Schwert führen soll; an der Klippe warten schweigend kühle Wogen, die leicht, wie einen Funken, seine Tochter auslöschen. Dann nimmt er vom Knie des Vaters das lächelnde Opfer hinweg und die Nacht verhüllt im stummen Dunkel des Alten Weg. Nach langem düstern Schweigen erhebt sich der König und ruft: Wehe über den, welcher nicht, was er hier gesehen, in das Grab des Schweigens versenkt. Nie soll der Name genannt werden, den seine Tochter geführt. Hier in des Vaters Brust ruh' ihres kurzen Lebens Sage. Erst, wenn der Hügel sich über seiner Ruhe wölbe, kein Menschenwort mehr sein Ohr berühre, verrathe eine Lippe, wie theuer sein Sieg erkauft ward.

Der zweite Sang führt uns nach Shelma an Cronas Wellen, wo einst Fingal thronte. Drei Söhne hat Morannal, der alte König in Morven, die sich bitter grollen um Oihonnas willen, des Mädchens, das auf ihrer Burg blüht. Um den Streit zu schlichten, der dem gepriesenen Sängerlande Schande macht, gehen sie zum alten König, der im Thurme

blind seinen Tag verträumt; er soll wählen. Nach langer Prüfung antwortet der König, frei habe das Meer ihm Oihonna geschenkt, frei habe sie bisher gelebt, er wolle sie nicht zwingen; sie selbst solle entscheiden. Gall, der Jäger, stellt ihr vor, wie schön das Leben sei auf Bergeshöhn, er bietet ihr für ihr Herz eine Welt voll Lust. Sie aber will ihr Wandern durch Wald und Haide selbst lenken, mehr als die Jagd liebt sie des Skalden Gesang, vergangener Tage Heldenminne. Rurmar, der Fürst der Töne, gesteht ihr, seine Wange sei blaß geworden, seine Jugend welke dahin im Schmerz; einst habe er seine Stimme für Thatenruhm erhoben, jetzt umhülle Staub seine Saiten; einsam an der Welle Crona's vertraue er der Nacht seines Herzens Qual; wenn sie sein würde, solle sein Sang wieder tönen, wie in den Tagen der Freude und auf Schwingen Rurmars Namen durch die Zeiten tragen; des Nachruhms Stimme werde künden: so sang Selma's Fürst, als er in Oihonna's Auge schaute. Sie aber weist ihn an die Blumen am Strande, diesen solle er seine Herzenskämpfe singen, bis ihr Auge sich im Thau der Thränen feuchte; ihr sei nur der Gesang erwünscht, wenn die Harfe vom Klange gekreuzter Schwerter ertöne und Siegeslieder sturmesgleich von des Barden Lippen brausen; nur für Helden könne sie erglühen, für ihn, den seufzenden Jüngling, habe sie keinen Trost im Schmerz. Zuletzt stürmt Clesamor, des Kampfes stolzer Fürst heran, der nicht mit Worten hat siegen gelernt; unter Schildern auf blutigem Feld schwieg seine Zunge und nur das Schwert führte des Todes Sprache: „Eile, der Kampf harrt meiner, doch zuvor will ich dich als Braut umfahn.“ Glänzend blickt sie ihm in's Auge; oft sei ihr Gedanke seinem kühnen Fluge über's Meer gefolgt; gerne lausche sie den Barden im Saal der Schilde, wenn sein Name ertöne; wenn sein Geschick es fordre, daß er frühe das irrende Feld der dunkeln Wolken erreiche; so solle er niederblicken und in Morven werde er eine bethränte Wange schau'n. Sie küßt ihm die glühende Stirne: „mir bist du ein Bruder, kann ich eines Bruders

Braut sein? Aus der Ferne wird mir der Geliebte kommen, wie vom Felsen ein Sturmwind, kaum geahnt."

Ihrer Gespielin, der treuen Gylnandyne, die ihr auf dem Haidekraut von Lee vorsingt, den sie selbst einst hoffnungslos geliebt, der aber nur nach Oihonna blickte und sich verschmäht, den Pfeil aus ihrem Köcher tief in die Brust gedrückt; nicht schwebe sein Ruhm auf der Minne Schwingen, nur ein Mädchen besinge seinen Fall. Oihonna aber entgegnet ihr: wol heiß' es im Liede, Eis decke ihre Brust, aber unter diesem Schnee schlage ein warmes, bebendes Mädchenherz voll Sehnsucht nach dem Jüngling ihrer Träume, der einst kommen werde unter funkelnder Schwerter Blitzen, die Gluth zu gestehen, die sie in seiner Brust entfacht. Dann vertraut sie der bleichen Freundin, welches Lied ihr Herz entzücke. Die Sage melde von Sjalar, der alt geworden sei und müde vom Streit; aus der Scheide fuhr nicht mehr das vergessene Schwert und nackt lagen am Strande seine Schiffe. Einst trat sein einziger Sohn vor ihn und bat ihn, ihm ein Drachenschiff zu bauen; sein Arm sei stark, heiß koche sein Blut und treibe ihn hinaus aus dem dumpfigen Thal. Der Vater antwortete ihm, er habe geschworen, den Frieden zu schirmen. Aber nur noch dringender flehte der Sohn: schwer sei es, vergessen und namenlos zu sterben, aber noch schwerer so zu leben; „leben kann ich nicht, aber gehorchen; darum gehorche ich denn und sterbe." Der Vater verbirgt seinen Gram und spricht mit eiskalter Ruhe: „Drunten am Strande liegt mein erstes Wikingerschiff. Sein Kiel ist zerbrochen, Gras wächst auf seinem Grunde und die Sonne strahlt durch seine Flanken. Nimm es, flieg' durch das Meer, such' deinen Namen unter fremden Lauten, vergessen von mir."

Der Jüngling eilt auf des Vaters Hof, ruft seine Genossen vom Ballspiel weg mit feurigen Worten und verschwindet mit ihnen in halbversunkenem Schiffe auf der ertrotzten Woge. Bald darauf wird Sjalar vom Bjarmerhäuptling angegriffen, der an ihm den Tod seines Königs von seines Sohnes Hand

rächen will. Schon kämpft Sjalar nicht mehr um den Sieg, sondern nur noch um den Tod, da wird er von seinem Sohn errettet. Aber sein Schwert darf noch nicht ruh'n. „Den kühnsten meiner Feinde seh' ich noch ungebändigt. Tritt vor und richte das Schwert, das er dir gab, gegen deinen eigenen Vater; wo nicht, so komme zerknirscht, beuge dein Knie und stirb mit gesühnter Schuld zu seinen Füßen." Hjalmar legt Schwert und Schild auf's blutige Verdeck und beugt sein Knie in Ehrfurcht; Sjalars Klinge fällt mit Kraft auf den stahlblanken Helm, aber der Jüngling kniet unbeweglich. „Lös' ab deine Wehr', entblöße dein Haupt, mein Sohn, zu schwach ist mein Arm, einen Helm zu spalten." Da löst Hjalmar still seinen Helm und beut des Vaters Rache das entblößte Haupt; sein einziger Schutz ist des Antlitzes offene, lächelnde Ruhe. Da wankte der Alte. Sein Schwert, zum Todesstreiche gehoben, traf so matt das Opfer, als ob es sich zur Ruhe legte auf der gelben Locken schwellendes Bett. Von Stund an fährt der Jüngling kühn und frei von Strand zu Strand auf fremden Wogen und Sjalar sitzt daheim im friedseligen Land und birgt im besänftigten Herzen seine Freude." So hatte Oihonna erzählt. Da eilt ein Bote heran, der sie zum Vater ruft; er hat Waffenklang von der Burg gehört, mehr weiß er nicht.

Der blinde König begrüßt sie freudig, sie soll ihm ihrer Augen Licht leihen. Hjalmar der Sagen naht; er hat ihn zum Kampf gefordert, um ihm seinen Schatz zu entreißen; überall, so lautet des Helden Botschaft, wohin ihn sein Schiff geführt, in des Südens lachenden Ländern, in des Winters eisiger Heimat, habe er nur seiner Tochter Namen gehört und der verschmähten Freier Wehklage. Da habe er im Zorn geschworen, sich selbst die höhnische Maid zur Braut zu nehmen und werbe mit dem Schwert um sie.

Ein brünstiges Gebet erhebt der Alte um Sieg für seine Söhne. Ein furchtbarer Sturm bricht los und erinnert Morvens Fürst an den Tag, da D a r g, der Geächtete, ohne Heimat, verstoßen, nach Raub auf den Wogen umherfuhr, als plötzlich ein Blitzstrahl das Räuberschiff in Flammen setzte.

Darg schleuderte den Schild in's Feuer und stürzte sich kühn, ein Kind auf den Armen haltend, in das gähnende Grab der Fluthen. Kämpfend mit der Fluth, hebt er es aus den Wellen und fleht um Rettung. An Bord aufgenommen, erzählt der Sterbende, wie ihm das Kind im Sturm der Nacht vor Fjalars Königsburg einst vom dunklen Meere geschenkt worden. Er, der König, dessen Güte man stets gerühmt, möge nicht unmild sein gegen das einzige Wesen auf Erden, dem er, der Geächtete, eine Freude gemacht habe.

Nach dieser Enthüllung beschreibt Oihonna dem blinden König den Verlauf der Schlacht. Mit Entzücken sieht sie ihren erträumten Helden sich Bahn brechen durch Morvens Heer. Nun kämpft er allein mit den drei Söhnen des Königs. Von Zorn entflammt gebietet dieser den Söhnen, die Schmach von sich zu wälzen, daß Drei gegen einen Einzigen kämpfen. Bald trinkt der Staub das Blut des Ersten. Dann tritt Rurmar vor, nur mit Träumen und Harfenschlag vertraut; er kämpft wie eine Fackel in stürmischer Nacht und für ewig verstummt sein Sang. Als Clemafor, der Dritte, das Schwert schwingt, hört Morven entzückt ein letztes, halbersterbendes Echo vom Klang aus Ossians Tagen. Gerührt senkt Hjalmar das Schwert; er will des Jünglings Leben für die Saga sparen; er bittet, ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen und für die Thatenfreude zu leben. Verächtlich gibt Selma's Kämpfer zur Antwort einen Hieb mit flachem Schwert und erloschen im Blute schließt sich sein Auge. Als Oihonna dem blinden König meldet, daß keiner seiner Söhne mehr auf Morvens felsigem Strande athmet, da verklärt sich Morannals Stirne. „Jetzt kann ich furchtlos zu den Geistern meiner Ahnen aufsteigen im blauen Sternensaal"; er braucht nicht um der Söhne Schmach seinen Schatten in der Wolken Nacht zu bergen, wenn Fingal am Himmel naht. Ein Grab soll Oihonna ihnen bereiten auf sandigem Bett, ein Denkmal weihen und dem edlen Fremdling treu auf der Heldenbahn folgen. Morannals Minne möge sie wahren und lauschen, wenn der Sang sein Lob verkünde. Leise sank die weiße Stirne auf die Schulter und

des Königs leuchtender Geist flog freudig in die himmlische Heimat.

Im letzten Gesange läßt sich der greise Sjalar auf Telmar's Höhen führen, um sein Land noch einmal zu überschauen und all das Glück, das sein Geist geschaffen. Er läßt sich sein Schwert bringen, denn eine That ist noch übrig für den erlahmten Arm. Sieg war seine Gewohnheit und nur mit Sieg darf die Sage von König Sjalar schließen. Licht und froh liegt Sjalars Reich zu seinen Füßen; festgeschmückt mit dem milden Antlitz sieht es, eine dankbare Tochter, zu dem grauen Vater auf. Mit Thränen ruft er aus: „Ich hab' mein Werk vollendet, mein Schwur ist erfüllt; ich habe gelebt." Sjolf aber, sein Waffenbruder, mahnt ihn, sich vor den Göttern zu beugen, deren Geschenk all seine Größe sei; aber trotzig ruft Sjalar: „Nicht gewohnt bin ich, auf Andere mich zu verlassen, Stütze fand ich in der eigenen Brust. So bezwang ich Menschen und rückte des Geschickes Ruder aus der vergeblich drohenden Götter Hand. Noch kann ich den Arm zum Siege heben, meines Lebens erbleichende Freude und Größe königlich lächelnd von mir werfen und sterben. Wo ist Dagar nun, er, der dem Götterrathe lauscht, und in Zeiten lebt, die noch nicht angebrochen sind? Wäre er so weise, wo er sich brüstet zu sein, wüßte er die Stunde und käme, er hat gelobt, sich meinem Schwert zu stellen, ehe machtlos des Rächers Blitzstrahl ruht in der erstorbenen Hand." Aber kaum hat der König gesprochen, da schreitet schon ein Schatten langsam ernst daher, er sieht bestürzt den gespenstischen Wandersmann. Triumphirend zeigt er dem Seher sein fruchtbares Land, wo er die Erde und die Menschen gezähmt, wo das Gesetz siege, statt der Gewalt. Keine Schwester schließe sein Sohn in die Arme, denn die Tochter berge die Tiefe, während Hjalmar schuldlos vielbesungen dahinfahre von Sieg zu Sieg. „Nur Ein Gelübde ist noch nicht vollendet. Nahe, Dagar, daß ich deine Schuld sühne; für deine Lüge heisch' ich dein Blut." — „Zögre mit deiner Rache," erwidert der Seher, „bis ein Zeuge kommt, der deinen Glanz erhöht. Hjalmar ist nicht fern." Ruhig

streckt der Seher seine Hand aus über das Meer und schon erschallt jubelnd ein Ruf vom Ufer: „Gauthio's Drachenschiff nahet, Hjalmar kommt!“ Aber einsam steigt der Königssohn den Klippenpfad herauf, nicht strahlend wie vordem, waffengeschmückt, sondern mit entblößtem Haupte und ohne Schild; Blässe lag auf seinem Antlitz, düster war er wie ein Grabesschatten und in der Hand trug er ein blutiges Schwert. Seine Schuld nur will er enthüllen, darum trägt er noch athmend das Leben. „Nordens Ehre, Meerkönig, heiß' ich, nahm von Fürsten Kronen und theilte Kronen aus. Morannal herrschte im Sängerlande Morven; laut rühmte die Sage seiner Tochter Schönheit; mit Morven's Heer stritt ich, schlug die Söhne im Kampf, nahm als Siegesbeute Oihonna an Bord und hielt mein Hochzeitsfest auf schäumender Fluth.“ Aber eines Abends gesteht ihm sein Weib schauernd, daß nicht Morvens König ihr Vater sei; das Blut, das jetzt in ihrem Herzen walle, sei vielleicht das eines verachteten Sklaven. Nahe der Burg an seinem Heimatsstrande habe man sie in einer stürmischen Julinacht aus den Wogen gezogen, ein weggeworfenes Kind. So sprach sie. „Erbleiche nicht, o Vater. Ihr Blut siehst du an meinem Schwert. Morvens Maid, Oihonna, meine Braut auf dem Meere, deine Tochter war's, o König, und meine Schwester. Sterben wollte sie, sterben durch mich. Ich bringe ihren Gruß.“ Er schwieg. Dann sah man, einem Blitze gleich, seinen Stahl in seiner Brust sich bergen und er sank auf die Klippe in Todesruh'. Stunde auf Stunde verrann; starr wie ein Grabstein saß noch immer schweigend Sjalar da. Entsetzen hatte seine Kämpfer von seiner Seite weggeschreckt. Sjolf der Alte nur und Dargar, der Seher, standen bei ihm und sahen seines Geistes Kampf. Erst als die Sonne niedersank, schlug er den Blick zum Himmel auf und sagte: „Euer ist der Sieg, ihr Götter. Ich bin gestraft worden, ich habe euch auf die Probe gestellt. Was ist der Mensch, daß er gegen euch stürmte? Sternengleich in unnahbarem Raum, lächelt ihr durch die Wolke des Erdgeschickes, die ein Hauch eures Willens spielend lenkt. — Ja, ich lernte euch kennen;

nicht mehr schäme ich mich, mich vor euch zu beugen; satt bin ich des Lebens und irdische Größe ist gering mir worden. Ich gehe zu euch." Still schnitt er sich dann Todesrunen in die Brust, des Herzens Quellen strömten aus der Tiefe, warm mit Hjalmars Blut mischte sich des Vaters Blut. Der Sommerabend glänzte licht im Norden, Ruhe breitete sich rings über Land und Meer, jenseits des Waldes barg die Sonne ihre Strahlenfluth, und wie der Tag erlosch der König Sjalar.

---

12. „Die Könige auf Salamis".

Am meisten hat Runeberg die künstlerische Weihe seiner vom classischen Geist durchwehten Bildung seinem Trauerspiele „Die Könige auf Salamis" gegeben. Der finnische Granit, in welchen er seine Gestalten meißelte, verwandelte sich, von diesem Geiste angehaucht, in den reinsten griechischen Marmor. „Er ahmt die Antike nicht bloß äußerlich nach," sagt sein Biograph Nyblom, „sondern er lauscht ihrem geheimsten Athemzug, ihrer Schöpferkraft, ihrem Schönheitssinn, ihrem holden Maße." Wie Goethe in seiner Iphigenie, sucht er der antiken Form den Geist christlicher Weltanschauung einzuhauchen.

Nach Achilles' Tod entsteht Feindschaft zwischen Odysseus und Ajax; Letzterer stürzt sich verzweiflungsvoll in sein eigenes Schwert. Die Feinde verfolgen auch die Wittwe Tekmessa mit ihrem Sohne Eurysakes. In der Nacht werden Beide aus dem Zelt geschleppt, zu Schiff gebracht und auf einem wüsten Felsen ausgesetzt, wo sie lange Jahre einsam leben. Eines Tages wird der Wittwe ihr Sohn geraubt und unter Thränen erlischt ihr Augenlicht. Phäaken, die an der Insel landen, retten sie, ehe Frost und Noth ihr freudenloses Dasein enden, und bringen sie nach der Insel Salamis, die einst ihr Gatte Ajax beherrschte. Dort lebte sie einsam, von einem alten Fischer unterstützt, der dem Geschlechte des Ajax treu geblieben ist. Nur eine Sorge zehrt am Herzen der Blinden, die Frage, wo ihr Sohn weilt. In-

dessen herrscht der von den Feinden des Ajax eingesetzte Leiokritos auf der Insel, nicht unedel von Natur, aber die blinde Liebe zu seinem Sohne Leontes und die Angst, es möchte diesem der Thron entrissen werden von dem spurlos verschwundenen Sohn des Ajax, trübt sein Gemüth, so daß er mißtrauisch und tyrannisch wird. Sein Vertrauter Rhästes, eine gemeine, habsüchtige und intrigante Natur, beutet diesen unglücklichen Hang des Verirrten rücksichtslos aus und behandelt die Unterthanen mit roher Härte. In seiner Herzensangst schickt Leiokritos Boten an den König Menelaus und an das Orakel in Delphi. Die Boten bringen günstige Antwort. Menelaus bestätigt den Tod des Sohnes des Ajax und das Orakel läßt ihm verkünden, daß er in sicherer Ruhe auf Salamis herrschen werde, so lange des Vaters Schwert den eignen Sohn Leontes nicht getödtet.

Dieser Sohn ist nun einer der Träger der hohen sittlichen Ideen, welche der Dichter in das antike Stück gelegt hat; der Geist des jugendlichen Thronerben erhebt sich zur höchsten und edelsten Anschauung, deren das Heidenthum fähig war.

Charakteristisch für den Gegensatz zwischen Vater und Sohn sind folgende Worte:*)

Leicht ist's für den, der keine höh'ren Ziele kennt,
Des Andern Wohl und Rechte gar gering zu achten.
Er gleicht dem Mann, der ruhig bei der Rennbahn steht
Und wohl zu meiden weiß, was seinen Nachbar stört.
Doch wer nach Großem strebt, wer mit dem Viergespann
Sich blitzschnell in der Nebenbuhler Schaaren stürzt,
Die Stirne mit dem frischen Siegeskranz zu schmücken,
Der folget andren Bahnen, höheren Gesetzen.
Nicht darf er zucken, wenn die hochgeschwung'ne Geißel
Des Nebenbuhlers Wange streift, nicht, wenn sein Wagen
Die fremden im Gedränge stürzet und zersplittert. —

Leontes aber auf die Frage:

„Wer mißt es aus, was Herrscher dürfen und nicht dürfen?" —

---

*) Ich citire hier nach der vortrefflichen Uebersetzung von H. Denhardt, Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

antwortet:

„Das Recht, das höher gilt als aller Kön'ge Macht."

Der Dike opfert er mit den Worten:

O Dike, Göttin der Gerechtigkeit,
Der oft ich betend nahte, nimm auch jetzt mein Opfer,
Dich bet' ich an auf diesem Eiland, dessen Felsen,
Fest wie dein ewiges Gesetz, den Stürmen trotzen,
Ja Alles, Alles schwanket, wechselt, stürzt zusammen,
Doch ewig unveränderlich ist dein Gesetz.

Zu seinem Vater sagt er:

Ich sehe sichre Ordnung überall, seh' ein Gesetz,
Bestimmt, fest, heilig, groß im Kleinen, wie im Großen,
Der Stern kennt seine Bahn, die Veste senkt sich nicht
Zerschmetternd auf die Erde, selbst der Erde Durst
Legt nicht das Weltmeer trocken und der Fluthen Hunger
Macht vor der Erde Halt; doch hart am Meeresufer,
Wo sich die wilde Brandung bergehoch erhebt,
Da steht die Blume, kaum zu sehen, und gedeiht,
So ordnet Zeus sein Reich, gegründet überall
Auf Recht, sogar auf Achtung vor des Schwachen Recht.

Und weiter:

Behalt' dein Scepter dreist, kannst du es so behalten,
Daß du nicht Dike's heil'ges Recht verletzen brauchst,
Wenn nicht, so scheu's, wie du die gift'ge Schlange scheust,
Verzichte auf die Macht, leg' ab der Hoheit Glanz,
Und rette nur, was höher steht als Herrschermacht,
Ein schuldlos Herz und eine fleckenlose Ehre.

Leontes in seinem idealen Rechtsgefühl geht sogar so weit, dem Vater zu erklären, daß, wenn der Sohn des Ajax einst sein ererbtes Recht gegen ihn geltend machen würde, er jenem seinen Arm zum Schutze leihen müßte; nur Liebe treibe ihn zur Hilfe des Vaters, höhere Pflicht gebiete ihm, dem zu helfen, der sein rechtmäßiger König sei.

Ajax' Sohn, Eurysakes, wird als Schiffbrüchiger auf die Insel geworfen; aus den wirren Worten des kaum dem Tode Entronnenen ahnt Leontes, wen er vor sich hat, und als auch die blinde Mutter den Sohn erkennt, da spricht er:

Er ist mein König, sich'rer kann er nicht sein Leben
Den Mutterhänden als den meinen anvertrauen.

Vor Allem warnt er den muthigen Jüngling vor den Feinden, die auf ihn lauern; er solle seine Lippen verschließen, sich nur gestrandet, arm und schutzlos zeigen und sich gedulden, bis der, den er am meisten fürchten müsse und dessen Haupt hohes Alter beuge, die Schuld des Lebens bezahlt habe. Dann soll er als Ajax' Sohn hervortreten und Niemand werde mit ihm um seine Krone streiten.

Der alte Fischer Eubulos will die Waffen des Königs Ajax vergraben, getäuscht durch die Nachricht vom Tode des ersehnten Sohnes, welche der König auf die Botschaft des Menelaus hatte verbreiten lassen. Tekmessa naht ihm mit dem wiedergefundenen Sohne, welchen der Alte aber nicht anerkennen will, weil Todesblässe auf seinen trotzig zugekniffenen Lippen liege, seine Wangen nicht von Lebensfarben glühen, kein Glanz aus seinen Augen blitze. Erst als Eurysakes, durch den Widerspruch gereizt, in wilden Zorn ausbricht und ihn mit Schmähungen überhäuft, lauscht der Alte den Ausbrüchen der Wuth; kein schönrer Anblick ward ihm je, als dieser Augen Blitz und dieser Wangen Gluth. Jetzt beugt er die Kniee vor ihm und küßt seine Füße, denn nun erst gleicht er Ajax, wenn unter düstrer Stirn die Blicke Blitze schossen. Freudig greift der Jüngling nach den Waffen seines Vaters. Hyllos, des Fischers Sohn, ist davongeeilt, das Volk zu den Waffen zu rufen und bald ist es in Aufruhr; Greise, Männer, ja Knaben selbst strömen herbei. Leontes aber weiß, daß sein Loos gefallen ist, er darf nicht wählen, er muß des Schicksals Uebermacht die Macht des Rechtes zeigen. Er bringt sich selbst zum Opfer in dem furchtbaren Widerspruch, der sein Herz zerreißt. Wohl bewußt der Uebermacht, die die kleine Schaar zu erdrücken droht, fürchtet er, daß Ajax' Sohn an den Waffen seines Vaters sofort erkannt und, ermattet noch vom Todeskampfe in der Fluth, zerschmettert würde; darum wechselt er mit ihm die Rüstung. Eurysakes sträubt sich erst dagegen, seinem Retter als Gegengabe den Tod zu bringen, aber Leontes ist entschlossen zu sterben und fleht den Königssohn an, ihn nicht vergebens opfern zu lassen, was er

opfere. Erst als das Volk in diesen dringt, das Opfer anzunehmen, weil Leontes' Kraft ihnen bekannt sei, nicht aber die seine, da ist sein Ehrgeiz gereizt und er gibt nach; wenn die Gefahr ihn nicht suche, so werde er sie zu finden wissen.

Tekmessa, die blinde Mutter, hört von ferne des Kampfes Toben, ein Führer kündet ihr die wechselvollen Geschicke desselben. Um Leontes tobt der Kampf, wie ein Gewitter; allein Tekmessa's Sohn schützt seinen Waffenbruder so wachsam, wie der Königsadler in den Lüften das Nest, wo seine Jungen horsten; sie fechten unzertrennlich, Arm an Arm, wie unter einer Meute hungergieriger Wölfe man ein paar kräftige Füllen sich vertheidigen sieht. Ein Fliehender meldet: „die Unseren fallen; selbst die beiden Helden sind gesprengt und werden machtlos vom Getümmel mitgerissen." Leontes verfolgt Rhästes, der jetzt erst seines Königs Sohn an der Stimme erkennt und wimmernd um sein Leben bettelt, und als jener sein Schwert für zu edel haltend, um ihn zu strafen, sich von ihm abwendet, ihm verrätherisch den Dolch in den Rücken stößt. Schwerverwundet setzt sich Leontes auf eine Felsenplatte nieder. Tekmessa will ihn wegführen, doch er bittet sie, ihm die Freude zu gönnen, die der Tod ihm bringen werde. Sie möge dem Leiokritos seinen Abschiedsgruß bringen, seines Sohnes letzter Seufzer sei nur ihm für seine Vaterliebe geweiht gewesen, nicht Haß, nein Pflicht nur habe sie getrennt.

Und nun erfüllt sich der dunkle Spruch des Orakels: Leiokritos stürzt herbei und stößt den vermeintlichen Räuber seiner Krone nieder. Jubelnd heißt er dem Kampf ein Ende machen; Tekmessa sucht er zu trösten und verspricht ihr Achtung, Liebe, Schutz und Pflege. Aber ihr Kummer wird verschwinden gegen seine Trauer. Sie nimmt dem Leontes den Helm ab, richtet sein Haupt auf und entsetzt erkennt der Vater den Sohn, den er selbst getödtet. Die letzten Worte des Todten, die ihm Tekmessa hinterbringt, daß er ihn im Tode noch geliebt, während der Vater den furchtbaren Zweifel ausgesprochen, ob nicht Haß des Sohnes letzter Seufzer hier im Leben gewesen, lindern seinen Schmerz.

So schlaf' denn nun, den ich als König einst mir träumte,
Schlaf' ohne Krone, aber frei von ihren Sorgen,
Schlaf' nun im Schutz der hohen Götter, deren Recht
Hier deine Freude war.

Eurysakes eilt herbei und zückt das Schwert über Leiokritos. aber dieser schlägt ihm dasselbe aus der Hand; er falle von höherer Mächte Hand.

Sieh' hier dies Blut an meines Schwertes Spitze,
Es stammt aus meinem Herzen, will zurück zu ihm.
Doch du nimm hin, was so beneidenswerth dir scheint,
Die Königsmacht. Nicht gröſz're Nichtigkeit, als sie,
Wohnt bei des Hades Schatten, nein nur gröſz'rer Frieden.
Leb' wohl, du trügerisches Leben, lebe wohl.

Mit diesen Worten stürzt sich Leiokritos ins Schwert. Wir sehen in Leontes die tiefste Verehrung der Dike als heidnisches Ideal; seine letzten Worte vor dem Todesstoße auf dem Felsen waren:

Dein Opfer, Dike, ist bereit, bald ist's verblutet,
Und ruht auf deinem Altar dann von Schmerz erlöst.
O süße Wonne, die der Tod uns endlich gibt,
Krönt er ein Leben, das allein dem Rechten galt.
Was gälte mir ein Königsscepter wol, was Jugend,
Genuß und Liebe, gegen die Gewißheit jetzt,
Daß mich nun fürder Nichts mehr von ihr scheiden wird,
Der hohen Göttin, der ich Tod und Leben weihte!

Noch höher, beinahe zur christlichen Liebe erhebt sich die Anschauung in Tekmessa, der Mutter des Siegers. Als dieser ruft: „Mutter, unser ist der Sieg; freue dich, ich herrsche jetzt," erwidert sie:

Beherrsche deine stolze Freude noch und denk'
Erst an des Siegers Pflichten: Sanftmuth, Milde, Dank.

Der Sieger will dem Waffenbruder ein stolzes Denkmal errichten, die Kämpfer königlich belohnen und das Volk milder regieren, als der Tyrann, aber seine Diener sollen die Leiche dieses und seines treulosen Rathgebers auf des wilden Xanthos kahlen Gipfel schleppen, den Geiern schutzlos zur Beute. Doch Tekmessa sagt:

O meines Herzens Liebling, trotze nicht den Göttern —
Und übergib dem Schooß der Erde diesen Todten,
Hat er gefehlt, brauchst du darum noch nicht zu fehlen.

Gerührt antwortet der Sohn:

Ich kann des Hasses Nacht in meinem Herz nicht bergen,
Wirf dein's darüber, unerschöpflich Sonnenlicht,
Du rastlos klare Quelle der Versöhnlichkeit.

Auch dem Leiokritos will er jetzt ein Denkmal bauen und wenn einst ein Fremdling fragen wird:

„War eures Königs bittrer Feind nicht dieser Todte?
„Wer wagte, während noch im Glanz der Herrscher lebte,
„Vor seinen Augen dieses Denkmal aufzurichten?"

Dann wird es heißen:

Edler Fremdling staune nicht!
Zwei Mächte thaten's, stärker noch als dieser Herrscher,
Die Liebe eines Sohns und einer Mutter Fleh'n.

Weht in diesem ganzen Gedichte nicht derselbe Geist, als wenn bei Goethe Iphigenie zu den Göttern fleht:

Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele?

---

13. Patriotische Dichtungen.

„Das Grab in Perrho." „Fähnrich Stahl's Gesänge."

Kein Werk hat Runeberg so populär gemacht, keines hat das Band zwischen Finnland und Schweden wieder so innig geflochten, als ein dünnes Heftchen von Gesängen, die im Jahre 1848 über das Land flogen, in alle Hütten drangen und von allen Lippen tönten, unwiderstehlich zum Sange reizend; es waren „Fähnrich Stahl's Gesänge". Hier reiht der Dichter eine Perlenschnur von Bildern, wie man für sein Vaterland kämpfen und sterben kann, im Heldenschmuck wie im Bettlergewand, mit dem Adlerflug des Genies wie mit dem verkümmerten Hirn eines Idioten.

Die Geschichte hat oft und viel die Tapferkeit der Finnen

verzeichnet. Finnen sprengten in der Schlacht bei Leipzig Tilly's eiserne Geschwader; Karl der Zwölfte achtete sie immer seiner Leibwache gleich; unter Gustav dem Dritten fochten sie, wie Männer für ihr Land und ihre Freiheit fechten müssen; was einzelne ehrgeizige Edelleute anzettelten, darf dem Volke nicht angerechnet werden.

Als im Jahre 1854 die französisch-englische Flotte Bomarsund eroberte, da übergaben die finnischen Tirailleurs ihre Waffen erst, nachdem sie sie zerschlagen hatten, während die Russen zu den Klängen der französischen Musik tanzten, und kürzlich noch bei dem fluchwürdigen Attentat im Winterpalais waren es finnische Soldaten, die todesmuthig auf dem Posten starben.

Arndt gibt uns eine begeisterte Schilderung von den Kämpfen der Finnen im Jahre 1808, wie sie bei 30 Grad Kälte und darüber marschirten, sich schlugen, und den freien Himmel zu ihrem Zelte machten, mehr als karnevalsmäßig vermummt das Unglaubliche duldeten, weil sie des geliebten Vaterlandes, ihrer Freiheit und ihres Glückes gedachten.

Nachdem er eine Reihe von Zügen des kühnsten Muthes und des seltensten Patriotismus erzählt, ruft er aus:

„Petrarka sang im 14. Jahrhundert:

O fändet ihr die Trompete so laut und klar,
Die solche Thaten uns offenbar'!"

und setzt hinzu: „o daß ihr solch eine Posaune des Ruhmes fändet, redliche, tapfere, unerschütterliche Männer Finnlands, daß ihr eine Stimme fändet, die das Herrliche verherrlichen und das Große aussprechen könnte."

Diese Posaune hat sich gefunden, fast vierzig Jahre nachdem jene Worte geschrieben worden.

Schon in den früheren Werken Runebergs finden sich mannigfache Anklänge. In „Idyll und Epigramm" humpelt ein Soldat, gebeugt von Jahren, auf hölzernem Bein in die Hütte eines Bauern; dieser reicht ihm ein Glas Wein und fragt: „Vater, sag' mir, wie war dir zu Muthe, als die Schüsse knallten und die Kugeln dich umpfiffen?" „Gerade wie dir,"

erwidert der Krieger, „wenn im Herbst die Blitze dich umlodern, der Hagel um dich prasselt und du die Ernte rettest für die Deinen."

In den „Elenschützen", im „Weihnachtsabend" finden sich köstliche Episoden, Erinnerungen aus den Befreiungskriegen; diese einzelnen Akkorde bilden eine großartige Ouverture in dem „Grabe von Perrho", das die Schwedische Akademie mit dem zweiten Preise belohnte. Hier findet der Dichter ein altes verfallenes Grab; Niemand kann dem Wanderer sagen, wen es birgt. Da ruft er die hohe Muse, Finnlands Tochter an und fragt: „ob hier ein gewaltiger König begraben liege oder Einer aus königlichem Geschlechte". „Kein König liegt hier begraben, Keiner aus königlichem Geschlechte, sondern der alte Bauer Hane und mit ihm seine sechs Söhne."

Im ersten Gesang erzählt der Dichter, wie der Bauer Hane siebzig Winter auf ererbtem Gute gelebt; sechs Söhne hatte er, schön und kräftig, herrlich vor allen Thomas; schritt dieser dahin, in Lumpen nur gehüllt, einem Stern wol war er zu vergleichen, wildumflattert von zeriss'nen Wolken. Doch der Vater schien ihn zu hassen, wie auch seine Brüder: „nicht wie Kinder schien er sie zu halten, nein, wie Knechte, wie Wesen ohne Herz und Freiheit." Als das jüngste Zwillingspaar den fünfzehnten Geburtstag feiert, treten sie vor den Vater und bitten, er möge ihnen diesen Tag frei geben, damit sie sich mit ihren Brüdern freuen; aber er weist sie mit harten Worten ab. Vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang arbeiten sie rastlos; aber als des Abends Schatten sinken, war ein Ackerbeet noch ungepflügt; den Schuldigen, droht der Vater, soll schwere Strafe treffen, sobald er ihn am andern Morgen entdecke. In der Nacht stellt sich jeder Bruder schlafend, aber harrt nur auf des andern Schlaf; Einer nach dem Andern schleicht sich in des Vaters Stube und klagt sich an als den Schuldigen.

Am andern Morgen sitzt der Vater streng in seinen weißen Locken am Tische, eine Denkmünze schmückt den blauen Rock. Noch einmal fragt er, wer ist der Schuldige, und „ich" er-

tönt es von aller Brüder Lippen. Da faltet der Greis die Hände, Thränen stürzen aus seinen Augen, und er ruft: „Preis sei Gott, dem Allerhöchsten, denn gelöst ist das Gelübde, eh' des Vaters Herz vor Weh gebrochen." Nun erzählt er ihnen, als er noch jung im nächsten Dorfe gedient, habe ein Vater mit sechs frischen Söhnen gelebt, die sich tödtlich haßten; trafen sie zusammen, war das Messer ihre Zunge und von fern der Steinwurf; da gelobte er, eher all' die Lust zu missen, die ein geliebtes Weib schenkt, als zu fürchten, der Erde könnte er solche Ungeheuer schenken; bis zum fünfzigsten Jahre blieb er unvermählt, aber eines Nachts trat jener unglückliche Vater vor ihn und sprach: „nimm ein Weib, zeug' deinem Lande Söhne, und was meine nicht im Wohlstand lernten, laß die deinen schwere Trübsal lehren." Und so that er und Gott gab ihm das Gelingen; bei demselben Gotte läßt er seine Söhne schwören, daß, so lange sie leben, keine Lust und keine Noth auf Erden soll des Einen sein und nicht des Andern.

Wird so im ersten Gesange die Brudertreue geschildert, so erzählt uns der zweite den Opfertod für's Vaterland.

Die sechs Brüder sind ausgezogen gegen zwanzig Reiter mit langen Lanzen, welche einen Hof verbrannt haben und auch ihrer Hütte Verderben drohen. An des Sumpfes Krümmung wollen sie auf den Feind lauern, der aber erst Abends kommen wird; unterdessen will Thomas auf dem Köthnergut von seiner Geliebten Abschied nehmen.

Aber als er an den verabredeten Ort kommt, findet er nur seiner fünf Brüder Leichen, des Jüngsten Haupt hat der Führer der Schaar auf seine Pike gesteckt; von zwanzig Russen sind nur sechs entronnen; unter den Leichen sitzt jammernd der Vater, der die Erschlagenen gezählt mit stolzem Blick, Freund und Feind, und nur Thomas nicht findet:

Weh' dem grauen Haupte, wo ist Thomas?
Wo ist Thomas; er allein geflohen,
Er, von meinen Söhnen mir der Liebste?
Weh', Verräther, weh' dem feigen Buben,
Mög' er irren unstät, wie einst Kain;

Gott, lebst du gerecht in deiner Höhe,
Haß ihn, so wie ich ihn hab' geliebet,
Und wo immer er im Tod erwachet,
Gib kein Vaterland ihm, keinen Bruder.

Thomas eilt schweigend hinweg, soweit ihn die Blutspur führt, stumm, doch Mordlust schreit in seinem Herzen. Endlich findet er in einer Hütte die sechs Feinde, an der Thüre lehnt die Pike mit seines Bruders Haupt.

Brüllend wirft er weg die schwere Büchse,
Bricht hinein, den Ersten, den er antrifft,
Mit dem Speer durchbohrt er bis zum Kreuze,
Dann, verschmähend in des Schmerzes Wahnsinn
Wehr und Waffen, fliegt er wie ein Adler,
Streut mit blut'ger Hand Tod und Entsetzen,
Keinen Schlag, so schwer er fiel, mehr spürend;
Bald den Einen, bald den Andern packt er
An der Gurgel, reißt ihn röchelnd nieder.
Ganz zuletzt noch blieb der Häuptling übrig.
Thomas faßt ihn um den Leib, zermalmt ihm
Brust zumal und Nacken, daß zur Erde
Er zusammenknickend lautlos hinsinkt.

Dann haut er den Gefallenen das Haupt ab und eilt damit heim; um Mitternacht. fast verblutet, sieht er sein Haus in Rauch und Asche und hört des Vaters Stimme:

„Wer kann sagen mir, daß Thomas treulos?
Ach vielleicht, vielleicht war er nicht treulos.
Gib, o Herr, daß schuldlos er sich zeige,
Schick' ihn her mit jenes Mannes Haupte,
Der des Sohnes Haupt trug an der Lanze;
Deinen Zorn, den ich auf ihn herabrief,
Mögst du auf mein altes Haupt dann schleudern;
Aus der Asche des verbrannten Hauses,
Auf den Leichen der gefall'nen Söhne
Will ich preisen dich, daß ich's erlebe!"
Als er dies vernahm, sprach Thomas: „Frieden
Sei mit deinen grauen Locken, Vater,
Denn zur Stunde, da ich vor dir stehe,
Athmen nimmer deiner Söhne Mörder."
Also sprach er, zu des Vaters Füßen
Warf er seines Feindes grimmes Haupt hin.
Auf vom Boden sprang der alte Vater,

Schlug den Arm um seinen Sohn, doch sterbend
War zu Boden dieser schon gesunken,
Und im Sturze folgte ihm der Vater.
So verblutend still starb Thomas Hane
Und sein alter Vater starb vor Freude.

Solchen Opfermuth fürs Vaterland athmen nun auch „Fähnrich Stahls Gesänge“.

Im ersten Gesange erzählt uns der Dichter, wie er in Nasijärvi in demselben Hause mit einem alten Fähnrich gelebt habe, dem er sich als Magister weit überlegen gefühlt, so daß er ihn oft neckte, indem er ihm sein Netz zerriß oder Knoten ins Garn machte; aber eine Hand voll Tabak und ein paar gute Worte versöhnten ihn immer wieder. Eines Tages blättert er in einem finnischen Geschichtsbuch, das ihn gewaltig packt, so daß er jedes Blatt küssen möchte, aber Manches bleibt ihm dunkel; er geht hinab zum Invaliden und bittet, ihm noch mehr zu erzählen; ein Glanz durchfährt des Alten Auge, als ob er sein Schwert wetze: „da weiß ich Bescheid, lieber Herr, ich war auch dabei.“

Was ich in Lieder hab' gebracht,
Vom alten Fähnrich stammet,
Ich hört' ihm zu manch' stille Nacht,
Wenn schwach das Kienholz flammet;
Schlicht schrieb sie nieder meine Hand,
So nimm sie hin, lieb' Vaterland.

So schenkte er dem Vaterlande dieses Buch, das ungeheuren Eindruck machte, so daß die russische Regierung, die doch fürchten mußte, daß diese Lieder den alten Haß wieder wecken möchten, selbst von der poetischen Kraft überwältigt, die Verbreitung nicht hinderte, sondern diesen Ausbruch ächter Vaterlandsliebe ebenso anerkannte, wie einst die Verfassung und die Sprache des eroberten Landes.

Dem Charakter des Erzählenden entsprechend sind alle Gesänge schlicht, oft derb vorgetragene Episoden aus dem blutigen Kampfe.

Den poetischen Zusammenhang dieser, wie die nordischen, besonders die schottischen Romanzen, mehr lyrisch als episch

gehaltenen Erzählungen bildet die Liebe zum Vaterland, die ihren besondern Ausdruck noch in dem an der Spitze des Ganzen stehenden Liede findet; diese Liebe theilt ihr Gewicht, ihren Adel, ihre Heiligkeit auch dem Geringsten und Alltäglichsten mit, durchdringt und verklärt es wunderbar.

„Mein Land, mein Land, mein Vaterland." *)

Mein Land, mein Land, mein Vaterland,
Hoch kling', du theures Wort!
Kein Gipfel steigt zum Himmelsrand,
Kein Thal sich senkt, es rauscht kein Strand,
Den ich so lieb', als hoch im Nord'
Der Väter Heimatsort.

Mein Land ist arm; wer Gold begehrt,
Der kehr' wo anders ein,
Der Fremde stolz vorüberfährt,
Uns aber ist es lieb und werth,
Mit Haide, Klipp' und Felsgestein
Ein Goldland schön und fein.

Wir lieben's, wenn der Wogen Macht
Der Strom zur Tiefe führt,
Das Rauschen in der Wälder Nacht,
Das Sommerlicht, der Sterne Pracht,
Was nur als Bild, als Klang uns rührt
Und tief das Herz verspürt.

Hier ward gekämpft der Väter Streit
Mit Geist und Schwert und Pflug,
In klarer und in trüber Zeit,
Mit Hoffnung und mit Bangigkeit
Das Herz des Finnenvolkes schlug
Und seine Lasten trug.

---

*) Dieses Lied, das zur Nationalhymne der Finnen geworden ist, beginnt mit den Worten: „Unser Land, unser Land, unser Vaterland" und wo ich fernerhin „mein" oder „ich" gesetzt habe, steht im Original überall „unser" und „wir." Ich habe den Ausdruck der Gemeinsamkeit, der in „unser" liegt, dem Rhythmus opfern müssen, denn auch die etwaige Uebersetzung „Du unser Land, o Vaterland" klingt mir der ergreifenden Wiederholung gegenüber zu matt und leer.

Wer kündet wohl der Kämpfer Zahl,
Wie oft des Krieges Wuth
Wildbrüllend zog von Thal zu Thal,
Mit Winterfrost und Hungersqual,
Wer mißt all das vergoss'ne Blut,
Des Volkes Leidensmuth!

Hier war's, wo es sein Blut vergoß,
Für uns die Schlachten schlug!
Hier war's, wo Freuden es genoß,
Sein Seufzen aus dem Herzen floß,
Das Volk, das unsre Lasten trug
Vor langer Jahre Flug.

Und was uns lieb und was uns hold,
Hier ward es uns bescheert;
Wie auch des Schicksals Würfel rollt,
Mehr als die ganze Erde zollt,
Ist doch ein Land, ein Heimatherd
All unsrer Liebe werth.

Und hier, ja hier ist dieses Land,
Das Aug' mit süßer Gier
Schaut hin, wir strecken aus die Hand
Und weisen stolz auf Wog' und Strand;
Dies Land, dies Land, so rufen wir,
Das Vaterland seht hier!

Und hōb' man uns zu lichtem Glanz,
Wo ew'ger Himmel blaut,
Wär' unser Loos ein Sternentanz,
Und frei von Gram und Thränen ganz,
Nach unsrem armen Lande traut
Schlüg' unsre Sehnsucht laut.

O Land, der tausend Seeen Land,
Land süßer Melodei,
Im Lebensmeer ein sich'rer Strand,
Erinnrungsland, der Zukunft Land,
Ob Armut auch dein Erbtheil sei,
Sei stark und froh und frei.

Einst springt der reife Blüthenknauf,
Zerreißt der Hülle Zwang,

Dann blüht aus unsrer Liebe auf
Dein Licht, dein Glanz im Siegeslauf,
Und höher schallt mit vollem Klang
Der Vaterlandsgesang!

Der Dichter umschlingt hier nicht Königskronen und Königsschwerter mit dem Lorbeer, sondern er wählt seine Helden aus dem Volke und zeigt, wie auch unter dem schlechtesten Rock, unter dem Bettlerkittel ein muthiges und treues Herz schlägt; selbst die Frauen werden zu Heldinnen, wenn nicht im Kampfe, so doch im Dulden.

An der Leiche des verstorbenen Geliebten, welcher „der Bruder der Wolke“ hieß, weil Niemand wußte, woher er gekommen, ruft die Braut:

Theuer war er mir in's Herz geschlossen,
Mehr als Alles in der Welt mir theuer,
Doppelt lieb ist mir jetzt doch der Edle,
Wie er kalt hier ruht auf kalter Erde.
Mehr als leben, fühlt' ich, war mir lieben,
Mehr als lieben ist, wie dieser sterben.

Das Häuslermädchen läßt angsterfüllt die vom Schlachtfelde heimkehrenden blutigen Schnitter an sich vorüberziehn; ihren Geliebten findet sie nicht darunter; die Mutter will sie trösten: „vielleicht habe er ihrem Rath gefolgt, dem Tode zu entfliehen“. Bei diesem Worte erwacht die Tochter schauernd aus ihrem traurigen Sinnen und eilt nach der blutigen Wahlstätte. Nach langen Stunden kehrt sie zurück; nicht mehr strömt von ihrem Aug' der warme Thränenquell, eiskalt ist ihre Hand, todtblaß ihre Wange. „O Mutter,“ ruft sie, „sorge für mein Grab, ich kann nicht länger leben; als ich noch glaubte, er liege todt unter den Genossen, da trauerte ich, doch mein Schmerz war süß. O Mutter, lang' hab' ich gesucht; doch keiner der Erschlagenen trägt seine Züge; er hat seine Brüder, er hat sein Vaterland verrathen, drum will ich sterben.“

Was diesen Gesängen einen so edlen, versöhnenden, über alle Parteileidenschaft, über allen Racenhaß erhabenen Hauch verleiht, das ist die Achtung, die Bewunderung, die der Dichter selbst dem Feinde zollt.

An der Leiche eines Mannes vom fernen Wolgastrand, der bleich und verblutend über den Jüngling weint, den seine eigene Hand erschlagen mußte, ruft er:

Wohl war er aus des Feindes Land
Und feindlich sein Gewehr,
Reich' ihm gerührt die Bruderhand,
Denk', was er war, nicht mehr;
Dem Leben, ach, die Rache laß',
Am Rand des Grabes schweigt der Haß.

Eines seiner schönsten Lieder weihte er dem russischen Oberst Kulneff, dessen Bild in noch mancher finnischen Hütte hängt, ein Bild aus lauter Bart; doch tritt man näher, so lächelt der Mund und der offene, warme, milde Blick strahlt Einem entgegen. Manche Mutter sah den bärtigen, wilden Gesellen mit Schrecken nach der Wiege ihres Kindes schreiten, aber nur um sich lächelnd darüber zu beugen und das Kleine zu küssen. Im ganzen finnischen Heere war kein einziger Soldat, der den alten Kulneff, den Führer des Feindes, nicht liebte, wie seinen Kriegskameraden.

Wohl schwang er gegen uns die Lanz',
Sein Schwert schlug Wunden schwer,
Wir liebten dennoch seinen Glanz,
Als ob er unser wär',
Denn was ja mehr als jedes Band
Von Fahne und von Vaterland
Im Kriege stiftet Brüderschaft,
Das ist zum Schlagen gleiche Kraft!

ruft ihm noch der alte Fähnrich nach.

Herrlicher noch leben in den finnischen und schwedischen Herzen die Helden fort, die für Finnlands Freiheit gekämpft haben und die Runeberg mit der Dichtung Lorbeer geschmückt. Er singt von Lieutenant Zidén, der immer vornan kämpfen wollte, und Gnade Gott dem, der nicht folgte, wenn er gerufen: „Vorwärts, meine Wasajungen". Nie schaute er rückwärts; erst mitten im Kampfgetümmel sah er um sich, wie schnell wohl seine lieben Jungen hinter ihm drein gingen. Einst führte er fünfzig Reiter an; zum Tode verwundet blickt er um sich nach seinen Soldaten, wie flink seine Burschen wol ge-

ritten. Sein alter Korporal lag neben ihm, sein einz'ger Wasajunge; die andern sah er nicht. Alle andern Kolonnen rücken heran, nur seine Reiter nicht. „Daß Gott sich erbarme, eine solche Schmach; nun sind sie gegangen wie die Kröten, nun blieben sie wieder zurück." Das hört sein alter Korporal und schlägt das brechende Auge auf: „Haltet ein, Herr Lieutenant, mit solcher Red'; sie fielen bis auf den letzten Mann. Denn voran stürmte der Wasahaufen, auf uns gab der Feind Feuer."

Ihr habt euch halt nicht umgeschaut,
Seit ihr 'mal rieft: „voran!"
Wir hörten eurer Stimme Laut,
Und Keiner blieb dahinten,
Eh' er stürzt' auf der Ehre Bahn.

Der Dichter singt von Otto von Siandt, der im grauen Rock, selbst gewoben aus der selbst gezogenen Wolle, mit dem alten zerrissenen Hute seines Vaters, im Schafpelze und in Pechdrahtstiefeln, das Schwert nur als Anhang trug, mit der Karbatsche in der Hand, die dampfende Pfeife im Munde, in den Kampf stürzte und von dem es heute noch heißt:

Anders hätt' es sich gewandt,
Wär' ein General zur Hand,
Der die Zeit weiß zu gebrauchen
Und im Kampf Tabak zu rauchen.

Köstlich ist von Sandels geschildert, der ruhig beim üppigen Frühstück in Pardala sitzt, weil er die Zeit zum Eingreifen in die Schlacht noch nicht für gekommen glaubt, dann aber ebenso unbeweglich das Fernrohr mit fester Hand haltend, auf der Schanze steht, von Kugeln umsaust, und die Brücke fixirt, ob auch aus tausend Gewehren der Tod ihn sucht, ruhig auf die Uhr sieht und berechnet bis die erwartete Minute schlägt, wo er an der Spitze seiner Schaar den Feind auf der Brücke zertritt.

Wie unwiderstehlich ist die Schilderung des sechzehnjährigen Grafen von Schwerin, der zum Tode verwundet, als er seine ganze Mannschaft um sich her erschossen und niedergestochen sieht, sich auf ein Kanonenpferd schwingt und mit dem Geschütze mitten durch den Feind sprengt, bis er bewußtlos niedersinkt.

Aber nicht bloß auf dem Schlachtfeld, welches der tapfere Krieger mit seinem Blute bespritzt, sucht Runeberg seine Helden auf; auch der Waffenlose kann Heldenmuth zeigen. In dem „Landeshauptmann“ führt er uns einen solchen Mann von ächtem Schrot und Korn vor. Als sein Vaterland im Kampfe lag, war er schon ergraut in seinem Amte; der heiligen Pflicht, das Recht zu wahren und Allen die schweren Lasten zu erleichtern, opferte er rastlose Tage und schlaflose Nächte. Einst als er erschöpft in seinem Arbeitszimmer sitzt und nach einem Augenblicke Ruhe sich sehnt, tritt der Obergeneral des russischen Heeres mit einer bewaffneten Truppe ein und fordert ihn auf, da Finnlands Kampf seinem Ende nahe und das Land den Russen durch Waffenrecht gehöre, eine energische Mahnung an alle Landessöhne, welche noch immer im schwedischen Heere dienen, zu erlassen und sie aufzufordern zur Heimkehr, widrigenfalls ihr ganzes Geschlecht ohne Gnade und Erbarmen aus Haus und Hof verjagt würde. Da tritt der Landeshauptmann vor den Tisch, wo Schwedens Gesetzbuch liegt, heftet den leuchtenden Blick auf das Pergament und antwortet: „Hier, Herr General, sehen Sie den Schutz und Schirm für den, welchen Sie bedrohen. Hier ist unsre waffenlose Zuversicht, unser großer Schatz in Lust und Noth; Ihr Herrscher hat gelobt, denselben zu wahren, auf seinen Schutz beruft es sich. In diesem Gesetz steht schon seit Jahrhunderten, daß, wenn Einer sich vergeht, nur ihn allein die Schuld trifft und daß kein Mann für seiner Frau Vergehen büßt, keine Frau für das ihres Mannes. Ist es ein Verbrechen für sein Land, zu kämpfen – und jedes edle Herz antwortet nein, – so fordert von den Männern die Strafe ein, das Schwert in der Hand, aber nicht von Weib und Kind. Ihr habt gesiegt und euer ist die Macht, ich bin bereit, macht mit mir, was ihr wollt, aber das Gesetz wird mich überleben, wie ich ja weit hinter demselben zurückstehe.“ So sprach er; ein Schauer durchlief die beiden jungen Sekretäre, die neben ihm saßen, aber er schlug sein klares Auge auf und erhob es zu dem General. Der grimmige Ausdruck, der auf des Kriegers Antlitz gelegen,

war verschwunden; warm begegnete er des Greises Blick, er faßte seine Hand, drückte sie kräftig, verbeugte sich und ging. Dann mit gefalteten Händen, wie zum Gebet, fällt der Landeshauptmann in seinen Stuhl zurück, er hatte ausgekämpft, er genoß seinen Siegeslohn, einen überirdischen Frieden. Als die beiden jungen Gehilfen die stille, wunderbare Verklärung auf seinen Zügen betrachteten, da hielt sie der Eine für einen Abglanz des Tageslichts, das sanft und leuchtend unterging, der Andere aber sagte: „das kommt von innen heraus, das war sein Gewissen."

Am schönsten ist wol Döbeln bei Juutas gezeichnet.

Döbeln liegt in Ny-Karleby im Bette, gequält von Schmerzen, aber heißer noch als des Fiebers Brand in seinen Pulsen, glüht in seinem Herzen die Todesangst, daß er Adlerkreuz nicht mehr entsetzen könne, dem er in Eilmärschen zu Hülfe gezogen. Der Probst hatte ihn einen Heiden genannt, der auf ewig verdammt sei, wenn er sterbe, weil er seinen Trost und seine Warnungen verschmäht und ihn von seinem Bette gewiesen. Dem jungen Arzte aber, der nun eintritt, ruft Döbeln zu: „ich bin Freidenker, aber eure Kunst lehrt' ich achten und ruhig habe ich die Batterie geduldet, die Ihr da auf dem Tische vor mir aufgeführt; aber heute will ich, heute werde ich gesund sein; ich müßte aufstehen, wenn ich im Grabe läge; horcht, ihr hört Kanonen bei Juutas; dort wird des finnischen Heeres Rückzug entschieden; ich muß hin, ehe meine Truppen geschlagen werden, und wenn es morgen auch zehnmal schlimmer mit mir stünde, nur heute helft mir auf die Beine." Der Arzt streift schweigend mit der Hand alle Arzneien vom Tische und spricht: „nun, Herr General, hindert Euch meine Kunst nicht mehr." „O, wenn mich Jeder so verstünde," ruft Döbeln, vom Lager aufspringend und dem jungen Mann die Stirne küssend.

Bei Juutas steht das finnische Heer, gebrochen, zerstreut, bereit nur zu sterben, nicht mehr zu siegen. Düstres Schweigen lagert darüber wie dumpfe Gewitterschwüle. Wer soll ihre gelichteten Reihen sammeln? Muth, Kraft, goldne Treu und

Ehre gibt's genug, aber der Ordner fehlt; den stillen Todeszug seiner Veteranen soll nun der Zufall leiten und nicht Er. Da plötzlich ertönt von Weitem, lawinenhaft wachsend, ein Hurrah – es naht der kleine Mann mit der Binde um die Stirne, der edle, tapfere, feurige General. Er reitet vorwärts, hinter ihm ordnet sich das in Lumpen gehüllte Heer, das nun nicht bloß zu kämpfen, sondern zu siegen gedenkt. Plötzlich hält Döbeln vor dem Korporal Standar, der dastand mit zeriss'nem Schuh an einem Fuße, der andere Fuß war nackt und blutig. Düster blickt Döbeln den grauen Krieger an: „Du hast doch bei Lappo, bei Kauhajoki mitgekämpft, ist das dein Lohn für unsre Siege?" „Herr General," erwidert der Veteran, „seht dies Gewehr, das Ihr selbst mir gabt, der Lauf ist ohne Schaden, der Hahn gibt noch Feuer, das genügt; beschuht oder unbeschuht, das macht nichts.

Sorgt nur, daß wir nicht laufen, daß wir stehen,
So hilft auch ohne Schuh sich wohl der Fuß.

Döbeln rückt den Hut, voll Achtung vor des Alten Wort, reitet weiter und hält wieder an vor dem Trommler Nord. Des Alten Arm war steif, Wirbel schlagen fiel ihm schwer, bei der Parade brauchte man ihn selten, doch wenn es Blut galt, stand er mit in Reih' und Glied. „Hast du nicht genug die Trommel gerührt? kann's kein Jüngerer für dich thun?" fragt Döbeln. „Herr General, wie Junge wirbeln wird mir schwer, aber ruft nur: Marsch, vorwärts, die Trommel gerührt! da schlägt Nord seinen Wirbel laut, wenn auch langsam." Da lächelt der Held von Lappo, reicht dem Alten die Hand und reitet zum Strande, wo ein Freikorps steht. Dort sieht er einen Jüngling, erst vor Kurzem vom Pflug weggenommen, mit blassem Antlitz. Mit zornigem Tone ruft er ihm zu: „wer bist du, Bauer? hast du noch nicht gelernt, den Tod zu verachten? deine Wange ist weiß, wie Schnee, bist du ein Hasenfuß?"

Da knöpft der Jüngling seine graue, zerrissene Jacke auf, darunter schimmert eine frische Wunde und strömt das warme Blut zu Tage. „Ich hab' vielleicht zu viel geblutet, Herr

General, seit ich diese Wunde empfing; schon lag ich gefallen, doch laßt mich's versuchen, ich habe neue Kraft geschöpft, seit ich Euch sah." Da bricht die Thräne aus Döbeln's stolzem Auge. „Wohlan denn, edles Volk, zum Kampf, zum Schlag, ich hab' genug gesehn; unser Kampf ist schön, heute ist Döbeln's Tag. Mit diesen Truppen kann man Welten trotzen; man wartet nicht des Angriffs, man geht vor." Ehe noch der goldne Sonnenwagen gesunken, war Adlerkreuz gerettet und frei die Bahn.

Spät am Abend stand auf dem Schlachtfeld, wo der Kampf am heißesten entbrannt war, einsam ein Mann unter blutigen Leichen und Trümmern, in weiter Ferne hörte man den Jubel schallen; der bleiche Mann aber schaute zum Himmel empor und von seinen Lippen erhoben sich diese Worte: „Eine Pflicht ist erfüllt, es siegten meine Glieder; noch eine Aufgabe bleibt mir übrig, auch sie ist mein; Freidenker werde ich genannt, das ist meine Ehre, frei geboren bin ich und ich denke frei. Doch weiß ich, daß, wohin auch meine Gedanken eilten, sie zuletzt Dich nur suchten und Dich nur fanden, Dich, dessen Wille des Lebens Bahnen lenkt. Zu Dir schau' ich in der Höhe auf; hier, wo nur der Tod sieht mit geschloss'nen Augen, hier ohne Zeugen kann ich danken Dir."

„Du ließt mich Freund' und Vaterland gewinnen,
Als unser Hoffen war in Nacht versenkt,
Du schauest Alles, prüfst mein tiefstes Sinnen,
Und weißt, wie hoch ich schätz', was du geschenkt.
Vor ihrem Gott im Staub nur Sklaven liegen,
Ich kann nicht kriechen, bettelnd mich nicht schmiegen,
Nach Gunst und Lohn der Sinn mir nimmer steht,
Ich will nur froh in's Angesicht dir blicken,
Mit feur'gem Herzen, freier Stirne schicken
Zu dir mein freies, männliches Gebet.

Du gabst mir Kraft, ich wälzt' des Heeres Masse
Unwiderstehlich fort von Wacht zu Wacht,
Die Glieder bebend und das Haupt das blasse
Was hätten sie vermocht aus eig'ner Macht?

Ich hab' gesiegt — umringt und ohne Hoffen
Sieht nun das Heer den Weg zur Rettung offen,
Die Bahn zu neuen Thaten dankt es mir;
Doch dich allein darf ich als Retter preisen,
Mein Gott, mein Bruder, wie ich dich mag heißen,
Du Siegesspender, o ich danke dir."

So sprach der Mann, die Augen still sich senken,
Er steigt zu Roß, verhüllt ist schon sein Pfad;
Die Nacht bricht ein, und ihre Thränen tränken
Des Todes schatteneingehüllte Saat.
O Vaterland, wer kann dein Schicksal ahnen?
Verborgen sind ja deiner Zukunft Bahnen,
Ob Freud', ob Schmerz dich noch erschüttern mag;
Doch darfst du jubeln oder mußt du klagen,
Stets unter Deinen allerschönsten Tagen,
O, denk' an diesen, denk' an Döbelns Tag.

Und nun im Gegensatze zu diesem erhebenden Bilde noch zwei Szenen, wo ein halber Simpel und ein ehemaliger Landstreicher die Helden sind, und welche an jene gemüthliche Behandlung des Gottes Thor erinnern, wo der ungeschlachte plumpe Gesell oft den Sieg davon trägt, wenn die hohen Götter vor den Riesen oder dem schlimmen Loki zittern, oder an das Märchen vom dummen Hans, der das Fürchten nicht gelernt hat.

Sven Dufva ist der neunte Sohn eines armen, alten, abgedankten Sergeanten. Es schien, dieser habe seinen übrigen acht Söhnen all seinen Verstand vermacht, denn für den Jüngsten blieb blutwenig übrig. Sven war stark und willig, griff aber Alles verkehrt an. Oft fragt der Vater verzweifelt: „Was soll aus dir noch werden?" Endlich reißt dem Burschen die Geduld und er ruft: „Ei was ein Soldat, vielleicht ist es keine so große Kunst, für König und Vaterland zu sterben." Er tritt in Dunkers Compagnie ein. Da schimpft aber der Corporal alle Donnerwetter. Der Rekrut stampft und stößt, daß ihm der Schweiß von der Stirne rinnt, aber wenn rechtsum kommandirt wird, macht er linksum und schultert, wenn es heißt: „Gewehr bei Fuß!" Als der Krieg ausbricht, fragt man, ob Sven mitziehen kann. Der aber sagt: „wenn ich nicht mit den Andern ziehen darf, so marschir' ich halt allein."

Es soll eine Brücke besetzt werden, um dem Feind den Uebergang zu wehren. Hier müssen die Finnen der Uebermacht weichen. Es wird „Gewehr bei Hand! Retraite" kommandirt, aber Sven fällt das Bajonnet und rückt vor. Der riesige Kerl vertheidigt allein die Brücke; die Leichen der Gefallenen schützen ihn vor den feindlichen Schüssen. Da naht von ferne Sandels und sieht, wie sich der Mann schlägt.

Brav, brav, ruft er, brav! halt nur aus, du kecker Bursche du,
Laß keinen Teufel über'n Steg, ein Weilchen stoß' noch zu!
So soll ein Finne kämpfen, ja! das heißt noch ein Soldat!
Kommt, Bursche, helft, er rettet uns durch seine Heldenthat!

Der Russe zieht sich zurück. Als Sandels zur Brücke hinabkommt, fragt er nach dem Manne, der dort gekämpft.

Da wies man auf Sven Dufva hin, der hatt' gekämpft nun aus —
Er hatte wie ein Mann gekämpft, beendigt war der Strauß;
Es schien, er hab' sich hingelegt, auf seinem Spiel zu ruh'n,
So ruhig war er als zuvor und nur viel bleicher nun.
Und Sandels beugt sich über ihn, sah den Gefall'nen an,
Und sieht, es war kein Fremder, nein, ein wohlbekannter Mann —
Doch unter'm Herzen, das hier lag, das Gras gefärbt ganz roth,
Die Brust, von einem Schuß durchbohrt, verblutend traf der Tod.
Die Kugel wußte gut Bescheid, das sieht man deutlich hier,
So sprach der Feldherr tief bewegt: „die wußte mehr als wir.
„Sie ließ die Stirne ganz in Ruh! — denn die war klein und arm,—
„Und hielt sich an was Beff'res wol, die Brust so treu und warm."

Und dieses Wort verbreitet sich im Heer von Schaar zu Schaar,
Und Allen däucht' es überall, was Sandels sprach, ist wahr.
„Zwar knapp gemessen, hieß es, war, was Sven trug unter'm Hut,
„Er hatte einen schwachen Kopf, das Herz doch das war gut."

Das zweite Gedicht folgt hier in treuer Uebersetzung, die bei dem volksthümlichen Ton, in welchem das Lied, wie alle andern, gehalten ist, große Schwierigkeiten bot.

Nummer fünfzehn, Stolz.

Der schöne Tag auf Lappos Feld
War zu Ende — da ritt vorbei
Am Heere Döbeln, der Siegesheld,
Entlang der stattlichen Reih'.

Und jeglicher Trupp' er freundlich dankt,
Manch schlichtes Wort er fand
Für tapfere Treu', die nimmer wankt,
Für die Liebe zum Vaterland.

Schon nahe dem äußersten Flügel er war,
Im schimmernden Abendglanz,
Er dankt auch dieser tapfern Schaar,
Geführt von Hauptmann Schanz.

Gelichtet war sie, das sah er zumal,
In jedem Glied manche Lück',
Doch Andres bewegt jetzt den General,
Nicht hält er es länger zurück.

Man merkt, wie beim Reden der Feldherr jetzt
Sich immer wieder sieht um
Nach der Bettlergestalt, die in Lumpen zerfetzt
Dort einsam stehet und stumm.

Er winket dem Mann: „Komm' her, du dort,
„Tritt näher und fasse Muth,
„Du standst uns heute ja immerfort
„Viel näher, wo's galt dein Blut.

„Sag', hast du's vergessen, du nahmst das Gewehr
„Aus des fallenden Kriegers Hand
„Und eiltest dann nach meinem tapferen Heer
„In des Kampfes heißesten Brand.

„Wir lagen im Acker, da kamst du uns nach
„Und ducktest, wie wir, dich im Ried,
„Als siegend die Truppe dann vorwärts brach,
„Du fochtest im vordersten Glied.

„Und als wir das Dorf mit Kanonen gestürmt,
„Da schaut' ich hinüber und sieh':
„Die lumpige Jack', unter Leichen gethürmt,
„Stand vorn auf der Batterie.

„Das ging gar hurtig — gar Mancher dreist
„Springt mitten in Ruhm hinein,
„Jetzt sag' uns vor Allem, wie du heißt,
„Laut darfst du, mein Kukuk, jetzt schrei'n."

„Welchen Namen mir der Priester gab,
„Das schrieb wohl Niemand auf,
„Der „Viehhund“ ich immer geheißen hab'
„In meinem Lebenslauf.“ —

„Gut, dieser Name zurück nun fliegt
„Auf den, der dir ihn gab,
„Doch sag', wo deine Heimat liegt,
„Wie schützest du deine Hab'?“ —

Er wies auf den Weg am Hügelrand:
„Da liegt die Heimat mein;“
Er zeigte die mächtige, knotige Hand:
„Hier ist mein Schutz allein.“ —

„Dein Heim geht an; gut ist die Wehr'!
„Was ist dein Gewerb'? ich glaub',
„Zu stehlen in Kirchen, zu mausen umher,
„Auf der Landstraß' offener Raub.“ —

„Und hätt' ich bestohlen Klein oder Groß,
„Da blieb' mir ein Heller im Sack,
„Und hätt' ich beraubt einen Bettler bloß,
„Da wäre wohl heiler die Jack'.“ —

Und strahlend vor Freude ruft Döbeln dann:
„Von Schanz ich frage Sie,
„Wie hieß der tapferste todte Mann
„Hier in der Compagnie?

„Laßt holen Tornister und Rock und Hut,
„Sein Schwert und sein Gewehr,
„Den edlen Namen, des Kriegers Gut
„Trag' dieser als Erbe nunmehr.“

Schnell ward nach den Waffen, dem Rock geschickt,
Die bei Nummer fünfzehn man fand,
Bei Stolz, und Döbeln lächelnd blickt
Auf des Schützlings lumpig Gewand.

„Stolz' Rock ist blutig — der braucht wohl Muth,
„Wer ihn jetzt tragen muß;
„Doch Viehhund, seh' ich, ist auch voll Blut
„Vom Kopf bis zu dem Fuß.

„So zieh' die Uniform jetzt an,
„Hier vor der Front' schlüpf' hinein,
„Du gingst im Tagessturm voran,
„Du wirst bald fertig sein."

Er tauschet den Rock, ihm glüht die Wang',
Als er in der Rüstung sich fand,
Und still kam Döbeln und wies ihm den Rang
In der Lück', wo der Fünfzehnte stand.

„Und nun bist du ein junger Soldat
„Von ächtem Schrot und Korn,
„Du bist nun unser Kriegskamerad,
„Stolz, Nummer fünfzehn, vorn.

„Nun zeichne dich durch Heldengeist
„Und Muth wie bisher aus,
„Wenn dich noch Einer Viehhund heißt,
„Zieh's Schwert und ruf: „Reiß aus!"

Dem neuen Krieger zu dieser Stund
Das Herz gar mächtig schwoll,
Das Wort aus seines Feldherrn Mund
Packt ihn geheimnißvoll.

Und ihm, der nie verstohlen den Trost
Der kleinsten Freude genoß,
Dem nie seit der Kindheit im Lebensfrost
Erstarret die Thräne floß,

Ihm zucket durch's Herz ein Sonnenstrahl,
Ein warmer Frühlingswind,
Aufthauet die Quelle zum ersten Mal
Und Thräne auf Thräne rinnt.

„Und soll ich nun bleiben in Lust und Noth
„Soldat in der Tapfersten Reih'n,
„So sagt, wann gilt es Kampf und Tod?
„Gott geb', es könnt' morgen schon sein!"

14. Poetischer Styl.

Bewundernswerth ist in allen Dichtungen Runebergs die Einfachheit des Ausdrucks. Im Gegensatze zu den schwedischen Dichtern seiner Jugendzeit, welche mit ihrer Bilderjagd den Leser betäubten und verwirrten, ist er wie Goethe außerordentlich sparsam mit Bildern, denn ihm gestaltete sich, wenn er poetisch schuf, das Ganze zum Bilde in der Seele und so fand er, ohne nach Einzelbildern zu haschen, immer den treffenden Ausdruck. „Wie an einem edlen Bau," sagt Nyblom, „die Verzierungen nur dazu dienen, die Linien zu bezeichnen und hervorzuheben und nicht das Ganze zu erdrücken, so setzen Runebergs seltene, feingewählte Bilder stets die Situation ins rechte Licht, ohne sich eigenmächtig vorzudrängen." Manche Gedichte sind fast ohne Bild, wie bei Goethe z. B. die Braut von Korinth. Wie mächtig wirken hier die Worte:

Gierig schlürft sie mit dem blassen Munde
Nun den dunkeln, blutgefärbten Wein.

Welche Fülle von Anschauung liegt in den Versen:

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht.

Hier wird jedes Wort selbst zum Bilde und so ersetzt auch bei Runeberg der mit Glück gewählte Ausdruck den Nothbehelf der Vergleichung. Zieht er aber wirklich eine Vergleichung heran, so ist das Bild immer mit der Umgebung und der Anschauung dessen innig verknüpft, auf den er sie anwendet oder dem er sie in den Mund legt, wie wir in den Briefen des Gärtners es so deutlich bemerkten. So schildert der Dichter beim Verlobungsmahl in den Elenschützen den greisen Brautvater Zacharias, den Wirth auf Hjerpvik, wie er seinen Sitz am obersten Ende der Tafel verläßt und ernsthaft mit männlichem Schritte auf dem Estrich dahinschreitet, um Braut und Bräutigam nach altfinnischer Sitte zu ermahnen.

Alle betrachteten flugs mit verwunderten Blicken den Alten.
Denn so war er zu schau'n, wie die Wetterwolke am Himmel
Ziehet in röthlicher Pracht und kühlet die Gluthen des Tages;
Drohend nun stockt sie zumal, es sprenget der Keil seine Fessel,

Donnernd durchzuckt sein Strahl den Schauer des üppigen Regens,
Und erschrocken zugleich und freudig schauet der Landmann
Drohend des Himmels Zorn und erfrischet die lechzenden Fluren.

Die Gestalten Runebergs sind stets originell; in ihrer Individualität liegt ihr Reiz und ihre überzeugende Kraft. Er selbst sagt in einem seiner ästhetischen Aufsätze, die Poesie müsse schaffen, wie der Liebende liebe. Dieser möchte aus dem Bilde der Geliebten keinen einzigen Zug wegwünschen, weil sonst ein anderes Wesen daraus würde, als das, welches er liebgewonnen. Wenn man alle Theilchen, die einen Apfel bilden, sondern könnte, so würde man süße und bittre finden. Wenn nun Einer, ohne Ahnung von dem wirklichen Geschmack des Apfels, einen idealen Apfel aus den Theilchen bilden wollte, so würde er gewiß die bittern wegwerfen und nur die süßen behalten, und doch gerade die Vermischung der Gegensätze bilde den wahren Wohlgeschmack der Frucht und so auch die Schönheit der individuellen Erscheinung. So weiß er der Liebe den mannigfaltigsten Ausdruck zu geben, je nach den Herzen und Lippen, welchen er die Deutung dieses unsäglichen Gefühles leiht.

In „Nadeschda" sitzen Woldemar und seine Braut im stillen, dunklen Parke. In dem friedlichen Haine Kamas hat des jungen Fürsten Blume, von sanften Händen gepflegt, ihre Blumenseele entfaltet und gelernt, so manche Frage zu lösen. Deßhalb muß sie auch alle seine Fragen deuten, die sich aus dem bewegten Herzen auf die stammelnden Lippen drängen, vor Allem die Frage, die schon Millionen Male auf Erden ertönte:

„O sage, was ist Liebe?"

Sie lächelt wie der Frühling —
„Er weiß es nicht, er fraget,
„O daß ich selbst es wüßte!
„Eins weiß ich: mein Gemüthe
„In fernen Kindheitstagen
„War gleich dem Schnee auf Bergen,
„So ruhig, so gesichert,
„So weiß und auch so kühl wol.

„Da schien die Sonne drüber,
„Der warme Strahl des Auges,
„Da schmolz er hin in Fluthen
„Von Fühlen und Gedanken,
„Ward frei und maß die Räume,
„Die bisher unbekannten,
„Ward warm und ward ein Spiegel,
„Und faßt' den blauen Himmel,
„Der Erde Blumenfülle,
„Und wahrt in seiner Tiefe
„Nun stets dies Aug' so mild."

In „König Fjalar", als Hjalmar seinem Vater erzählt, wie er mit Oihonna auf schäumender Fluth seine Brautnacht gefeiert, da erfaßt ihn mitten in seinem furchtbaren Weh unwiderstehlich die Erinnerung an jene seligen Stunden und er ruft:

„Vater, weißt du, was das heißet: lieben?
„Hast du je eine Lust gefühlt,
„Licht wie Himmel, üppig und reich wie Erde,
„Und wie beide blühend so grenzenlos?

„Was ich war einst, ward mir wie ein Schatten,
„Blaß der Glanz, den die Hoffnung bot,
„Siege schon erfochten, erträumte Siege,
„Alles schien mir öd' vor der Gegenwart.

„Lenzeslüfte trieben meine Segel
„Ziellos auf unendlicher Bahn,
„Sonnbeglänzter, jubelnder Wolken Schultern
„Hoben hoch mich, selig zum Götterheim."

In Fähnrich Stahl's Gesängen endlich sitzt das Mädchen, harrend auf den Geliebten, vor der Hütte, geschlossen wie eine Blume, welche den Kelch schließt, wenn die Nacht einbricht; aber nicht länger sitzt das edle Mädchen, als nach der Sonne Niedergang die ermattete Pflanze des Abendthaues harrt, eh' eine Thräne auf ihre Wange niederfällt und sie leise mit gesenkter Stirne singt:

„Wenn ein Herz ein andres Herz gefunden,
„Wie gering wird, was zuvor so viel war,
„Erd und Himmel, Heimat, Vater, Mutter!
„Nicht die Erd' schließt ein, was solch' Umfangen,
„Nicht der Himmel faßt, was solch' ein Auge!

„Mehr als Vaters Wille, Rath der Mutter
„Hört im Seufzer man, kaum selbst vernommen,
„Welche Macht kann wie die Lieb' entzücken?
„Welche Fesseln halten den, der liebet?
„Ueber Seeen schwimmt er gleich der Ente;
„Nahen Felsen, kriegt er Adlerschwingen,
„Längst um Mittag ist er heimgekehret,
„Der am späten Abend erst erwartet."

Nachdem wir des Dichters Schaffen verfolgt haben, bis zu dem Tage, da bei ungebrochenem Geiste die Feder der kraftlosen Hand entsank, fassen wir noch einmal seine Bedeutung zusammen in ein paar Worten, die an seinem Grabe gesprochen wurden.

„Die finnische Erde, der tausend Seen Land, des Volkes Kampf um die Nahrung in einer kargen Natur, den zähen Charakter, die melancholische Resignation in der Noth, den rauhen Humor in der Freude Stunde, die Widerstandskraft in der Gefahr, Mannesmuth im Streit, die wunderbaren Sagen mit dem Gemisch von gesunder Sinnlichkeit und zauberhafter Naturmystik, das Alles hat er sich angeeignet. Er geht nicht auf in der krankhaften Subjektivität seiner Gefühle, in der unnennbaren Sehnsucht nach Niegeschautem. Nur einmal in seinen „Nächten der Eifersucht" hat er dieser sentimentalen Richtung einen Tribut gebracht, damit aber zugleich einen innerlichen Befreiungsakt ausgeführt. Seine Welt lebt nicht im fernen, bläulichen Duft, im Dämmerschein, im Sternenreigen, er sucht nicht die blaue Blume, noch den blauen Vogel, sondern er lauscht auf die Stimme, die aus den Wäldern und Seen tönt, er folgt dem Hirtenknaben im Morgenschimmer durch den Wald, er pflückt mit froher Hand die Anemone und horcht auf den Gesang der Drossel. Er sucht nicht die Heldenschatten der Vorzeit, deren Größe nur staunende Bewunderung, kein tieferes Mitgefühl erweckt, sondern er greift in die seinen Zeitgenossen nächstliegende Zeit hinein, wählt seine Helden aus dem Volke heraus und wie er die halbwüsten Gegenden so einfach und doch so hinreißend mit frischem Grün und duftigen Blumen geschmückt, so adelt er die schlichtesten, demüthigsten

Herzen durch den Hauch der ächten Menschlichkeit und wahren Poesie.

Runebergs Heimat hat einem seiner Söhne, einem vorzüglichen Bildhauer, die schöne Aufgabe vertraut, des Vaters Denkmal künstlerisch zu gestalten. Aber sollten auch einst, wie über Perrho's versunkenem Grabe, die Birken ihre grünen Kronen über den Marmortrümmern dieses Denkmals wölben, so wird noch Runotar, die Sangesmutter, Finnlands Tochter, von ihm zeugen und seinen Ruhm verkünden. Wenn aber gar die Partei der Finnomanen, welche kürzlich bei dem Universitätsfest in Helsingfors das Absingen der Nationalhymne „Unser Vaterland" nicht dulden wollte, weil sie schwedisch verfaßt sei, den Sieg davontrüge und Schweden, ihrer geistigen Amme vergäße, so würde dieses selbst nur um so treuer und inniger an Runeberg hangen und ihn in Ewigkeit zu seinen größten Dichtern zählen.

Mögen auch die deutschen Leser dieser Blätter, deren Ahnen einst aus demselben Born geschöpft, wie die Söhne Skandinaviens, ja einst in denselben Lauten gedichtet, geliebt und gebetet haben, das Büchlein nicht aus der Hand legen, ohne zu sagen:

„Wir haben seines Geistes Hauch verspürt."

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung . . . . , ... 3—5

I. Finnland.

1. Finnland nach der Lostrennung von Schweden . . . . . 5—7
2. Die finnische Literatur (Kalewala. Kanteletar.) . . . . . 7—33
3. Die schwedische Literatur in Finnland vor Runeberg . . . 33—41

II. Runeberg.

1. Runebergs Bedeutung für Finnland . . . . 42—44
2. Lebenskizze . . . . 44—48
3. Runebergs Eindrücke in Finnland . . . . 48—52
4. „Die Elenschützen" . . . . 52—55
5. Lieder der Resignation . . . . 55—60
6. „Idyll und Epigramm" (Serbische Volkslieder.) . . . . 60—65
7. Naturgefühl und religiöser Sinn („Die Kirche". Briefe eines Gärtners.) . . . . 66—73
8. „Hanna" . . . . 74—77
9. „Der Weihnachtsabend" . . . . 77—81
10. „Nadeschda" . . . . 81—85
11. „König Fjalar" . . . . 85—94
12. „Die Könige auf Salamis" . . . . 94—100
13. Patriotische Dichtungen („Das Grab in Perrho". „Fähnrich Stahls Gesänge".) . . . . 100—119
14. Schlußbetrachtung (Poetischer Styl.) . . . . 120—124

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Stuttgart
J. B. Metzler'sche Buchdruckerei